

weltbedingungen, damit sie die Arbeit an dieser Jugend auf festem Boden aufbauen können. Wie viele Lehrer sind bereits von Resignation bedroht!

2. Wie viele unserer Lehrerinnen und Lehrer sind ganz erfüllt von dem Bewußtsein, daß heute mehr denn je ihr Dienst im wahrsten Sinne des Wortes Apostolat ist und daß sie, wie Pius XII. einmal sagte, „Väter der Seelen“ sein dürfen und sollen? Das ist sehr viel mehr als Übermitteln von Kenntnissen, es ist Gestalten des Lebens von morgen (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 8). Gewiß sind Lehrer zunächst nach der rechten Ordnung Beauftragte und Stellvertreter der Eltern bei der Erziehung der Kinder, sie sollen deren Arbeit ergänzen und nach den Erfordernissen der politischen Gemeinschaft ausweiten. Aber tatsächlich müssen sie diese Arbeit weitgehend ersetzen. Sie sind es, die in den jungen Menschen die katholische Ganzheit des Menschen- und des Weltbildes erwecken und die sittliche Klarheit befestigen sollen, und sie sind es auch, die dafür Sorge tragen, daß zwischen Wissen und Glauben nicht frühzeitig ein gefährlicher Spalt und ein Widerspruch aufreißt. Sie sind in den Lebensfragen schließlich auch die Stellvertreter der Kirche, aber in einem freien und verantwortlichen Apostolat. Sie sollen „den vollkommenen Christen des technischen Zeitalters“ heranbilden und die Schüler anleiten, „die unerschöpflichen Energien des Christentums zur Besserung und Erneuerung der Völker zu entdecken“. Ein großes und hinreißendes Apostolat! Aber welche geistigen und seelischen Reserven gehören dazu, um es auszuführen und durchzuhalten gegenüber manchem Aufbegehren der Jugend, gegenüber manchem Unverständnis der Eltern, die daheim oft einreißen, was der Lehrer in der Schule aufbaut, und nicht zuletzt gegenüber manchen Wünschen der „neutralen“ Behörden. Welche Sicherheit des gereiften Glaubens, welche Durchbildung des Geistes in diesem technischen Jahrhundert, welche anhaltende Arbeit an der eigenen Fortbildung gehört dazu, daß man Schritt hält mit der Zeit und ihre Entdeckungen verarbeitet, daß man ihre geistigen und sittlichen Gefahren durchschaut und in die Seele des jungen Menschen die große Gabe der Unterscheidung der Geister pflanzt. Ein unermessliches Feld! Und zwar für jede Art des Lehrberufes, den Hochschullehrer, die Lehrer der Ober- und Mittelschulen wie für die Lehrer an den Berufs- und erst recht den Volksschulen, die das Fundament legen und darum stets der wichtigste Lehrbereich bleiben. Auch der Papst hat ihm diese große Bedeutung zuerkannt, und doch müssen gerade die Volksschullehrer immer um die volle Anerkennung ihrer angeblich so „kleinen“ Arbeit ringen.

3. Die Gebetsmeinung ist nicht dazu da, die ganzen Freuden und Leiden des Lehrberufes auszuführen, da nur wenige unserer Leser diesen Beruf ausüben. Sie kann sich auch nicht darauf beschränken, den katholischen Lehrern die hohe Verantwortung einzuschärfen, die ihrem Apostolat zukommt, gerade dort, wo sie nicht in einer Bekenntnisschule wirken. Wohl aber sollen die Gläubigen, Kinder wie vor allem Eltern, wissen, daß es nicht genügt, dafür zu beten, unsere Lehrer mögen stark bleiben in ihrem harten Dienst und man möge ihnen die innere Freiheit lassen, die sie dazu benötigen. Auch der Lehrberuf hat seine Versuchungen. Aber diese Versuchungen zur Untreue, zum Mitschwim-

men im Strom der Zeit, sind sehr viel geringer, wenn Eltern und Kinder wissen, daß das Gebet für unsere Lehrerinnen und Lehrer sie zum Nachdenken führen muß, das zu tun, was Eltern und Kindern in dieser Sache zukommt, damit sie dem Lehrer geben, was ihm gebührt. Nicht jeder Lehrer ist ein großer Pädagoge, Lehrer sind Menschen wie wir, und je schwerer einem die Lehrtätigkeit wird, desto mehr wird er selber darunter leiden. In jedem Falle, wirklich in jedem Falle, gebührt ihnen tiefer Dank, der Dank der Kinder, die nirgends mehr zur Undankbarkeit neigen als gegenüber ihren Lehrern, und erst recht der Dank der Eltern. Gerade wenn die Eltern sich von den Sorgen des Lebens mehr als recht in Anspruch nehmen lassen, wenn sie also fast schuldhaft den Lehrern mehr menschliche Lasten aufbürden, als diese eigentlich zu tragen hätten, dann sollten sie um so bereitwilliger sein, die Lehrer ihren Dank und ihre Achtung fühlen zu lassen, daß sie sich so plagen, aus den Kindern was Rechtes zu machen. Dazu bedarf es keiner „kleinen Geschenke“, sondern nur des echten menschlichen Dankens selber, aber auch der Enthaltung von dummen und dreisten Klagen, daß den Buben und Mädeln Unrecht geschieht, der Enthaltung schließlich von unnötigem und geltungssüchtigem Mißtrauen gegen die Lehrer. Sie sollten es alsbald durch Vertrauen, ja durch Freundschaft ablösen. Sie stehen mit den Lehrern nicht nur in einer Erziehergemeinschaft, sie leben mit ihnen auch in der Gemeinschaft des Leibes Christi. Die Lehrer werden uns allen unseren Dank, unsere Freundschaft und unser tägliches Gebet, ja unser tägliches Gebet lohnen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Schreiben Papst Johannes' XXIII. an den deutschen Episkopat

Unter dem Datum des 23. Dezember 1958 richtete Papst Johannes XXIII. ein Schreiben in lateinischer Sprache an die drei deutschen Kardinäle sowie an die Erzbischöfe und die übrigen Ortsordinarien, das in den Acta Apostolicae Sedis vom 24. Januar 1959 (AAS, 1959, S. 12—15) veröffentlicht wurde. Die deutsche Übersetzung hat folgenden Wortlaut:

Als Wir noch zu Beginn Unseres Pontifikates, in Unserm Gemüte aufs tiefste erschüttert, bei Uns selbst überlegten, aus welchem geheimen Ratschluß Gott zum Erweis der wunderbaren Kraft seiner himmlischen Gnade Unsere bescheidene Person ohne die Empfehlung irgendwelcher Verdienste auf Unserer Seite zur höchsten Stufe kirchlicher Amtsgewalt erhoben hat, da haben Wir den von so viel Ergebenheit und Aufmerksamkeit zeugenden Brief gelesen, den Ihr, Unsere geliebten Söhne und Ehrwürdigen Brüder, an Unsers schmerzlich beklagten Vorgänger, Pius XII., gerichtet habt, als Ihr, wie alljährlich nach Eurer Gepflogenheit, Eure Bischofskonferenz am verehrungswürdigen Grabe des hl. Bonifatius abhieltet.

Darin habt Ihr nochmals ins Gedächtnis gerufen, was sich im Verlaufe des vergangenen Jahres zur Förderung und zur Zier der katholischen Religion zugetragen hat, Ereignisse, an denen auch Ihr selbst oft aktiven Anteil

hattet; Ihr seid noch einmal durchgegangen, was Ihr mit Gottes Hilfe aus Hirteneifer im Bereich des praktischen Lebens verwirklicht habt. Seid fest davon überzeugt, daß solcher Liebes- und Glaubenseifer Uns nicht geringe Freude gemacht und Grund zu froher Hoffnung für Unser geliebtes Deutschland geschenkt hat. Sehen Wir doch, daß Ihr mit so geschickten Bemühungen und fester Ausdauer Eure Amtspflicht erfüllt und die Belange des Reiches Christi fördert. Liegt demnach gerechter und frommer Grund zur Freude vor, so „preiset den Herrn mit Mir, und laßt uns seinen Namen gemeinsam preisen“ (Ps. 33, 4)!

Mit großer Befriedigung haben Wir aus Eurem Brief auch erfahren, welch gehorsam-ergebene Gesinnung gegenüber dem Statthalter Christi in Eurem Herzen lebt und welch ehrfurchtsvolle Liebe Eure Haltung ehrenvoll kennzeichnet. Davon sind Wir zutiefst überzeugt: Was Ihr an vortrefflicher Gesinnung dem höchsten Hirten der Kirche entgegenbringt, das ändert sich darum nicht im geringsten, wenn unter dem Gesetz und Zwang des Todes einer nach dem anderen das Steuer der Kirche übernimmt; denn die Entscheidungsgewalt, zu binden und zu lösen, die mit dem Stuhle Petri lebendig verknüpft ist und ihn auszeichnet, wird von Euch mit unverbrüchlicher Gefolgschaftstreue und aufrichtiger Liebe geehrt. Was aber Uns betrifft, so lassen Wir nicht von dem Beispiel, das Unser Vorgänger mit der Wertschätzung des deutschen Volkes gegeben hat, und wie Wir Uns über dessen ehrfurchtsvolle Liebe, wie sie guten Söhnen wohl ansteht, freuen, so umfassen Wir mit Gefühlen väterlicher Liebe sowohl die Bischöfe, denen bei Euch drüben die Verwaltung der einzelnen Kirchen anvertraut ist, als auch den Welt- und Ordensklerus, die Ordensleute, die Mitglieder der katholischen Vereinigungen, die Christgläubigen jeglichen Standes, ja das gesamte ruhmvolle Volk der Deutschen.

Auf Unseren Reisen haben Wir bei Euch in Berlin, München, Köln und Aachen Aufenthalt genommen und zu Euren Landsleuten enge Beziehungen gehabt, als Wir Unsere Arbeitskraft dem Werk der Glaubensverbreitung widmeten. Wir kennen also aus eigener Erfahrung die Eurer Art angeborenen Vorzüge und achten diese sehr hoch: die wachsame Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, den stets bereiten und treuen Gehorsam, den zuchtvollen Gemeinschaftsgeist, den entschlossenen Willen, verbunden mit wirksamer Planung, Freigebigkeit, Tüchtigkeit und Tapferkeit, in engem Bunde mit der Begeisterung für das Schöne.

Mit dem Auge des Geistes erblicken Wir eine ungeheure Menge Menschen dieser so edlen Nation, die in Christus wiedergeborene Kinder der Kirche sind und den Glauben der Väter unversehrt und rein bewahrt haben; sie haben zur Festigung und Ausbreitung des Reiches Christi erlauchten und edelmütigen Nachwuchs hervorgebracht und zum Aufbau der Stadt Gottes prachtvoll geistige Steine und starkes Mauerwerk beigesteuert. Eure Landsleute haben nämlich durch treues Festhalten an der Religion, durch Wissenschaft und Kunst, durch zweckmäßige Planung der Unternehmungen und durch mannigfache Bestrebungen wirtschaftlicher und sozialer Art zur christlichen und bürgerlichen Kultur zahlreiche Beiträge geleistet, die für das öffentliche Leben eine nützliche Triebkraft sind und deshalb mit wohlverdientem Lob bedacht werden sollen.

Jedoch diese Bezeugung Unserer Bewunderung wird durch traurige Erwägungen gehemmt. Voll Mitleid eilt Unser Gedenken denen zu, die in deutschen Landen ein hartes Schicksal erdulden und die Uns um so teurer sind, je schwerer die Last ist und je bitterer die Drangsale sind, unter denen sie zu leiden haben. Insbesondere wenden Wir Unser Augenmerk den geliebten Söhnen im östlichen Teile Deutschlands zu, wo die Treue zur Kirche und die Übung christlicher Tugenden sich schwierigen Verhältnissen gegenübersehen, ja wo sogar bisweilen versteckt oder offen das Gewissen unter Druck gesetzt wird. Diese alle, die ohne ihr Verschulden Bedrängnis quält, grüßen Wir liebevoll, indem Wir sie zugleich eindringlich mahnen, sie möchten aus ihrer katholischen Glaubensüberzeugung heraus unerschütterlich und fest gegen jede Art von Unrecht stehen, gute Hoffnung in sich nähren und in einer nie ermattenden Liebe auch zu denen erglücken, die aus irrigen Anschauungen oder aus Furcht vor dem Verlust irdischer Güter — mit diesen haben Wir noch größeres Mitleid — der Kirche entgegen sind. Inständige Bitten richten Wir an Gott — und Wir werden das weiter tun —, er möge den Geist der Staatslenker mit dem Lichte der Wahrheit erleuchten und ihren Willen beugen. Sie sollen endlich, wie Wir es erwarten, zur Vernunft kommen und aufhören, das zu hassen, was sie lieben müßten; und sie sollen, wie alles Recht es verlangt, den Söhnen der katholischen Kirche Freiheit gewähren und ihnen erlauben, unter Befolgung der heiligen Gebote der Religion ein ruhiges und ungestörtes Leben zu führen (vgl. 1 Tim. 2, 2).

Mitleidigen Herzens schauen Wir auf die Flüchtlinge, die durch die Kriegsereignisse oder Gewalt und Furcht oder die Liebe zur Freiheit und den Willen, den christlichen Glauben in der Öffentlichkeit bekennen zu können, gezwungen wurden, ihre Heimat, ihren Wohnort, ihre Wohnung, ihre Anverwandten, ihr Hab und Gut, überhaupt alles, was den Menschen lieb und teuer ist, im Stich zu lassen. Wie sehr erschüttert Uns dies harte und unverdiente Los einer so großen Zahl friedlicher Bürger, die ein Leben voller Entbehrungen aufreißt und die umhergetrieben werden und daherirren wie Schafe, die die Führung eines Hirten vermissen! Eindringlich fordern Wir daher die Bischöfe auf, ihnen weiterhin Sorgen und Gedanken zuzuwenden und höchste Anstrengungen zu machen, damit sie die Hilfe und den Trost der Religion nicht zu entbehren brauchen und möglichst bald Wohnung und Arbeit finden.

Endlich wenden Wir Uns mit Unseren Gedanken den Kranken und den Hoffnungslosen zu, denen, die in ihrem Herzen Ängste ausstehen und an ihrem Leibe den Stachel des Schmerzes verspüren. Voll Mitleid sind Wir im Geiste bei Euch, und im Gebet erlehen Wir Euch von Gott Linderung, indem Wir Euch hinweisen auf Jesus, den Gekreuzigten, den Mann der Schmerzen, das Lamm ohne Makel, das uns ein Beispiel hinterlassen hat und unsere Krankheiten heilt. Sie mögen bei sich erwägen, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns einmal offenbar werden soll (vgl. Röm. 8, 18), ferner, daß das Gold im Feuer geläutert wird und daß nur aus der Olivenpresse das Öl als reiner Saft fließt. Sie sollen sicher sein, daß sie durch ihr geduldiges Leiden sich selbst, ihren Angehörigen, ihrem Vaterlande und dem ganzen Menschengeschlechte sehr zu Nutzen sind.

Wir wollen auch nicht mit Schweigen die Fragen übergehen, die mit den „Feierlichen Vereinbarungen“ zwischen dem Apostolischen Stuhl und Deutschland zusammenhängen. Aus dem Grunde, weil es heilige Pflicht ist, zu Verträgen zu stehen, wird der Apostolische Stuhl wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft sein gegebenes Wort aufrichtig und konsequent halten, und er zweifelt nicht daran, daß die höchsten Regierungsstellen des deutschen Volkes und auch die übrigen Behörden dafür Sorge tragen, daß Verträge von solcher Bedeutung gewissenhaft, ehrlich und treu, vollständig und ohne Abstrich gehalten und in die Praxis des täglichen Lebens übersetzt werden. Sie mögen ganz fest davon überzeugt sein, daß dies für den Fortschritt sowohl in religiöser als auch staatsbürgerlicher Hinsicht Wert und Bedeutung gehabt hat und behält.

Einen jeden aber von Euch mahnen Wir, in zähem Festhalten an seiner Pflicht in den Stürmen unserer unruhigen Zeit von seinem Platz am Steuer der ihm anvertrauten Kirche aus eifrig und wachsam, tatkräftig und geschickt den Kurs des mystischen Schiffeleins zu lenken, als betrachte er die folgenden Worte des hl. Märtyrers Ignatius an den hl. Polykarp an sich gerichtet: „Die Zeit verlangt nach Dir, wie der Steuermann nach den Winden und wie der vom Sturm Umhergeworfene nach dem Hafen, damit Du mit den Deinen zu Gott gelangst“ (Brief des hl. Ignatius an Polykarp, Kap. 2, Migne PG 5, 722).

Da das Geburtsfest des Herrn herannaht, so ist dies Uns eine Herzensangelegenheit: Euch und Christi Herde, über deren geistlichen Fortschritt Ihr als gute Hirten wacht, jene himmlischen Gaben zu wünschen, die Christi Geburt der Erde gebracht hat. Der Friedensfürst, der in armseliger Krippe liegt, „unaussprechlich weise und in Weisheit Kind noch ohne Sprache“ (St. Augustinus, Predigt 187, Auf das Weihnachtsfest, 4, 1; Migne PL 38, 1001), möge Euch seinen Frieden schenken, einen immer unverbrüchlichen, einen wahren Frieden mit ungetrübter Freude, einen köstlichen Frieden, wie er auf der Erfüllung des Willens Gottes und dem Verzicht auf den eigenen Nutzen beruht und wie ihn auch schlechte Menschen Euch mit ihrem vergeblichen Hohn nicht zu entreißen vermögen.

In ruhiger Sicherheit seid also mit demütiger Bescheidenheit auf Großes bedacht und auf Großes ausgerichtet und dabei weder niedergedrückt durch Widrigkeiten noch überheblich im Erfolg.

Wir tragen Eurem Eifer auf, diese Unsere väterliche Gesinnung zu voller Liebe und Wohlwollen gegenüber dem deutschen Volke Euren Landsleuten zur Kenntnis zu bringen, und erteilen Euch, Ehrwürdige Brüder und geliebte Söhne, und der Eurer Wachsamkeit anvertrauten Herde Christi als Unterpand der himmlischen Gnade von Herzen gern den Apostolischen Segen.

Telefonseelsorge Seit 1. Oktober 1957 ist in Frankfurt am Main eine Telefonnummer bekanntgegeben worden, die Tag und Nacht gewählt werden kann. Der Bekanntgabe dieser Notrufnummer ging im Haus der Volksarbeit eine mehrjährige Vorbereitung voraus, in der in Zusammenarbeit mit der kirchlichen Erwachsenenbildung ein von mittlerweile sieben Fachkräften getragener Beratungsdienst aufgebaut worden war. Er umfaßt die Er-

ziehungs-, Ehe-, Rechts- und Sozialberatung und die Sprechstunde des Priesters. Nach fast 1¹/₂-jähriger Tätigkeit liegen nun einige Erfahrungen vor.

Die wachsende Entfremdung unseres gesellschaftlichen Lebens, besonders in den großen Städten, läßt die Menschen einsam werden. Weder Nachbarschaft noch Gemeinde, kaum mehr die Familie beheimaten den Menschen. Zwar sind neue Gebilde des Zusammenlebens und -arbeitens entstanden — wer aber ist etwa in seinem Betrieb zu Hause? Man hat bestenfalls Arbeitskameraden. Die Kontakte sind locker: man paßt sich an — aber wirkliche Nähe, Wärme, Geborgenheit entbehren so viele. Bei hereinbrechenden Notständen kommt diese Ungeborgenheit dem einzelnen erschreckend zum Bewußtsein — und wie viele Notstände, wie viele unbewältigte Lebensschwierigkeiten verdeckt die oft so glänzende Fassade unseres Wohlstandes.

Die steil ansteigende Selbstmordkurve in der Bundesrepublik belegt diese Tatbestände. Von 1947 stieg die Zahl der Selbstmorde von 1377 auf 10026 Selbstmorde und 10229 registrierte Selbstmordversuche im Jahre 1957 (Verkehrstote 1957: 12386). Bei der Erforschung der Ursachen tauchen mehr und mehr die Begriffe Isolierung, Skepsis, Entfremdung auf (vgl. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Arzt und Seelsorge, Köln 1957). Hier muß sich der Christ zu brüderlichem Dienst gerufen wissen.

Wie aber ist die Schwierigkeit zu überwinden, daß der hilfsbereite Christ gar nicht weiß, wo er den Verzweifelten finden, und der in seiner Not Einsame nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Hier bietet sich das Telefon als Kommunikationsmittel an. Die öffentlichen Publikationsorgane Presse, Rundfunk und Fernsehen machen durch entsprechende, jede Sensation vermeidende Reportagen in regelmäßigen Abständen die „Notruf“-Telefonnummer bekannt. Nun kann der in ausweglos scheinende Not Geratene *selbst* — wenn er will, anonym bleibend — den ersten tastenden Versuch machen, Rat und Hilfe zu finden, er kann aber auch von Menschen in der Nachbarschaft oder im Betrieb, die zwar auf seine Notlage aufmerksam geworden sind, aber nicht über die geeigneten Hilfsmöglichkeiten verfügen, zur Telefonseelsorge hingeführt werden. Die Einrichtung des Notrufes will nicht erst die verzweifelte Situation abwarten, sondern schon vorher in vielfältigen Lebensschwierigkeiten Kontaktmöglichkeiten schaffen.

In Anspruch genommen wurde der Telefonnotruf von Anfang an sehr stark und durchweg — von einigen Stör- und Ulkanrufen zu Beginn ausgenommen — mit sehr ernst zu nehmenden Anfragen. Nur der kleinste Teil der Anrufenden (5—8%) wollte anonym nur am Telefon sprechen. Allen übrigen diente das Telefon nur zur Kontaktaufnahme, um nach kürzerem oder längerem Gespräch eine Begegnung zu verabreden. Durchschnittlich liegt die tägliche Besucherzahl im Haus der Volksarbeit zwischen 30 und 50. Es sind Menschen jeden Alters und jeden Standes. 40% Männer, 60% Frauen — und auffallend viele Jugendliche. Die meisten sind offenbar kirchlich nicht gebunden. Sicher 50% der Besucher sind Nichtkatholiken, gläubige Katholiken höchstens 25%. Grund der Anrufe sind sehr häufig Ehekrisen und -zerwürfnisse, Erziehungsschwierigkeiten mit Kindern und Heranwachsenden, Glaubensfragen, Gewissenskonflikte; die Not der vielen einsamen und alleinstehenden Men-

schen. Nur etwa 15 % kommen in wirtschaftlicher Not (einschl. Wohnungsnot oder schwieriger Stellensuche). Ein Teil der Anrufenden, besonders in verzweifelten Situationen, muß als depressiv oder labil angesehen werden. Nun gilt es, durch persönliches Verstehen Vertrauen zu schaffen: zunächst heißt es zuzuhören — einfach und selbstverständlich „da“ zu sein — und dann aber nach Kräften zu helfen, auch unter Einschaltung qualifizierter Fachkräfte und eines freiwilligen Helferkreises, der sich um den Notruf gebildet hat. Mit einem einmaligen Gespräch ist es meistens natürlich nicht getan. Viele müssen ein Stück ihres Lebens begleitet werden, bis sie wieder auf eigenen Füßen stehen. Sie suchen einen Menschen, der sich absichtslos, ohne großen „fürsorgerischen“ Apparat ihrer annimmt, persönlich von Mensch zu Mensch. Ein besonderes Vertrauen wird dabei fraglos dem Priester gerade von Nichtkatholiken entgegengebracht. Je ernster die Schwierigkeiten, um so mehr bewahrheitet sich das Wort des bekannten Schweizer Psychotherapeuten C. G. Jung: „Unter allen meinen Patienten jenseits der Lebensmitte, das heißt jenseits 35, ist nicht ein einziger, dessen endgültiges Problem nicht das der religiösen Einstellung wäre. Ja jeder krankt in letzter Linie daran, daß er verloren hat, was lebendige Religion ihren Gläubigen zu allen Zeiten gegeben hat“ (in: „Die Beziehung der Psychotherapie zur Seelsorge“ S. 16). Durch den Telefonnotruf erreichen wir gerade die religiös nicht mehr beheimateten Menschen, denen wir sonst kaum mehr begegnen. Insofern darf man den Ansatz der Telefonseelsorge „missionarisch“ nennen, wobei natürlich nicht von irgendeiner Proselytenmacherei die Rede sein kann. (Im freiwilligen Helferkreis arbeiten mehrere evangelische Freunde mit, die, wenn nötig, mit den evangelischen Besuchern Verbindung aufnehmen.)

Die Einrichtung eines Telefonnotrufes muß als ein wichtiger Liebes- und Seelsorgedienst in unseren großen Städten gewertet werden.

Eigenmächtiger Konfessionswechsel ist eine „schwere Eheverfehlung“

Die II. Zivilkammer beim Landgericht Ansbach entschied am 7. März 1959 in einem Ehescheidungsprozeß (Az. 2 R 153/57), der eigenmächtige Übertritt zu einem anderen Glauben sei eine „schwere Eheverfehlung im Sinne des Paragraphen 43 des Ehegesetzes“. Einer auf Scheidung klagenden Ehefrau wurde ein Teil der Schuld zugemessen, da sie gegen den Willen ihres Mannes mit ihren beiden Töchtern von der evangelischen zur neapostolischen Kirche übergetreten war. In der Urteilsbegründung heißt es, die Ehefrau könne sich gegenüber ihrem Ehemann nicht auf die ihr verfassungsmäßig nach Art. 4 GG garantierte freie Religionsausübung und freie Wahl des Glaubens berufen, denn das Grundgesetz regle nur das Verhältnis des einzelnen Menschen gegenüber dem Staat. Die den Ehepartnern durch die Ehe auferlegten Bedingungen blieben davon unberührt. Die Ehefrau hätte sich darüber im klaren sein müssen, daß ihr Mann zur Zeit der Eheschließung mangels anderweitiger Vereinbarung davon ausgegangen sei, die Kinder würden in dem gemeinsamen Bekenntnis erzogen werden. Wenn die Frau zusammen mit den Kindern die Glaubensgemeinschaft gewechselt habe, so habe sie sich eigenmächtig über den Willen ihres Ehemannes hinweggesetzt und sich damit grob ehewidrig verhalten.

Der Einfluß der Betriebe auf die menschlichen Leitbilder

Unter den Mächten, die die Leitbilder des Lebens beeinflussen, nehmen die wirtschaftlichen Betriebe heute einen bedeutenden Platz ein. Es ist zwar nichts Neues, daß junge Menschen durch die Atmosphäre, die sie an ihrem Arbeitsplatz umgibt, zuweilen seelisch und sittlich gefährdet oder geschädigt werden, daß sie andererseits aber auch in mannigfacher Hinsicht durch den Betrieb erst erzogen werden. „Das Leben“, vor allem das Berufsleben, erzieht die jungen Menschen häufig mit strafbarer Hand als Elternhaus, Schule und Kirche. Aber der Einfluß des Betriebslebens auf die geistige Orientierung beschränkt sich weder auf die Jugend noch auf einzelne sittliche Verhaltensweisen, etwa in negativer Richtung auf die Sexualmoral oder in positiver auf Pünktlichkeit, Pflichtgefühl und andere Tugenden. Er wirkt sich auch bei den Erwachsenen so intensiv und so umfassend aus, daß die geistige Beschaffenheit der heutigen Menschen im ganzen wesentlich durch die Erfahrungen geprägt wird, die am Arbeitsplatz gemacht werden. Daraus ergibt sich, daß in den Betrieben Chancen der Bildung und Erziehung bestehen, ja daß die Betriebe geradezu als Bildungs- und Erziehungsmächte angesehen werden müssen, ob uns das nun gefällt oder nicht. Es ist sicherlich keine unwichtige Sache, sich darüber Gedanken zu machen, wie diese Chancen genutzt werden können.

Anregungen dazu bietet ein Vortrag von Professor Karl Abraham, Frankfurt, vor leitenden Persönlichkeiten des Ruhrbergbaus, dessen Manuskript unter dem Titel „Der Betrieb als Erziehungs- und Bildungsfaktor“ in den „Stimmen der Zeit“ (Bd. 163, Heft 5, Februar 1959, S. 335—346) veröffentlicht wurde. Abraham unterscheidet zwischen der intentionalen und der funktionalen Formung der Menschen durch den Betrieb, das heißt zwischen beabsichtigten und planvollen Maßnahmen des Ausbildungs- und Schulungswesens, der Betriebsordnung und der betrieblichen Sozialeinrichtungen einerseits und den unbeabsichtigten seelischen Auswirkungen des Betriebslebens und Betriebsklimas, die einen noch stärkeren Einfluß ausüben, andererseits.

Das Geschichtsbewußtsein

In bezug auf die letzteren sind zwei Tatsachen sehr wichtig, obwohl sie meist übersehen oder unterschätzt werden. „Der Betrieb erzieht seine Menschen zu bestimmten Vorstellungen von dem Ablauf der Geschichte und zu bestimmten Vorstellungen von der Ordnung des menschlichen Zusammenlebens.“ In demselben Maß, wie die Arbeiter und Angestellten den schnellen Wechsel und die Entwicklung der Wirtschafts- und Arbeitsmethoden am eigenen Leibe erfahren, legt sich ihnen der Gedanke nahe, daß der Lauf der Geschichte überhaupt in erster Linie von der wirtschaftlichen Technik her bestimmt werde. Und das ist nichts anderes als die Grundthese des ökonomischen Materialismus. Auch in bezug auf das Ziel der Geschichte bilden sich im Betrieb sehr leicht unchristliche Vorstellungen. Man erlebt dort, daß alle technischen Einrichtungen und auch das Zusammenleben und Zusammenarbeiten der Menschen immerzu durch Rationalisierung und Organisation verbessert werden, was sich dann im Betriebsergebnis niederschlägt. Daraus erwächst, wie Abraham sagt, „ein utopischer ökonomischer Optimismus“. Er gibt sich der Vorstellung hin, daß alle gesellschaftlichen Probleme durch wirtschaftliche Rationalisie-

nung gelöst werden können und sollen, wiederum ein Glaube, der mit demjenigen der Kommunisten verwandt ist. In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage, wie die Arbeitnehmer im Grunde ihres Herzens über die Dialektik der Geschichte denken. Abraham ist der Ansicht, daß auch heute noch in weiten Arbeitnehmerkreisen etwas von der Tradition der ursprünglichen marxistischen Arbeiterbewegung lebendig sei und daß sie deshalb zu klassenkämpferischen Vorstellungen neigen. „Wir dürfen uns“, sagt er, „auch in bezug auf unsere christlichen Angestellten und Arbeiter keine Illusion darüber machen, daß sie sich beinahe in einer Gespaltenheit ihres Bewußtseins befinden; denn als Christen denken sie in anderen Kategorien, als sie das als Angehörige der sozialen Gruppe, in die sie im Betrieb eingefügt sind, tun.“

Gesellschaftliche Ordnung

Ebenso wie das Geschichtsbewußtsein wird auch die Vorstellung von sozialer Ordnung heute durch das Modell des Betriebes geprägt. „Für die Mehrheit unserer Bevölkerung ist heute der wirtschaftliche Betrieb der Modellfall der Gesellschaft.“ Wiewohl die Menschen heute durch Presse und Rundfunk in einer noch nie dagewesenen Ausführlichkeit über alle Vorgänge des staatlichen Lebens unterrichtet werden, halten sie die Politik für ein Spiel, das sie in ihrem persönlichen Leben meist nicht viel angeht, und den Staat für ein quasi abstraktes Gebilde. Selbst am Leben der Gemeinde nehmen sie nur wenig Anteil. Sie können die gesellschaftlichen Probleme, die sich auf diesen Ebenen stellen, nicht mehr überschauen. Dagegen erleben sie täglich gesellschaftliche Ordnung oder Unordnung im Betrieb. Wenn ihnen dort Ungerechtigkeit, Rücksichtslosigkeit oder Ausbeutung begegnen, wird ihre Einstellung zur ganzen Gesellschaftsform, in der wir leben, eine negative sein. Ebenso ist es im umgekehrten Fall. „Wir müssen den Tatbestand, daß es zu der klassenkämpferischen Bewegung des Marxismus und Kommunismus gekommen ist, als einen Sachverhalt ansehen, der uns zu einer intensiven Besinnung darüber zwingt, ob die Betriebe im 19. und 20. Jahrhundert ihre Funktion, Modell der Gesellschaft zu sein, erfüllt haben und ob sie sie auch heute erfüllen.“ Wenn sich zum Beispiel in einem industriellen Bezirk viele Kommunisten finden, dann sollte man sich fragen, ob die Betriebe dort in Ordnung sind.

Mitmenschliche Beziehungen

Auch die Anschauungen über die mitmenschlichen Beziehungen bilden sich im Betrieb. Nicht immer atomisiert die Industriearbeit den Menschen. Zu einem erheblichen Teil wird sie in Gruppen, Kolonnen und Teams geleistet, in denen es auf Kameradschaft und Solidarität ankommt. Von diesem Erlebnis her werten die Beteiligten dann diese Tugenden im gesamten menschlichen Leben. Etwas Ähnliches gilt von den Beziehungen zwischen jung und alt. Wenn der ältere Mensch im Betrieb zurückgesetzt oder gar zum alten Eisen geworfen wird, dann muß das die Jugend zu Überheblichkeit und Mißachtung des Alters verleiten. Daß auch die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die Vorstellungen von ihnen entscheidend durch die betriebliche Atmosphäre bestimmt werden, ist zu bekannt, als daß es begründet werden müßte. Die Betriebe, namentlich die größeren,

vollbringen heute erhebliche Leistungen sozialer Fürsorge für ihre Belegschaften. Der Betrieb hat gegenüber den Notständen des Lebens einen Teil der Aufgaben übernommen, die früher von der Familie und Sippe bewältigt wurden. Von der Gestaltung dieser Fürsorge hängt viel dafür ab, ob das versorgungsstaatliche, kollektivistische Denken auch auf betrieblicher Ebene gefördert oder ob das Gefühl dafür geweckt wird, daß es die Arbeitskameraden selber sind, die einander in der Not zu Hilfe kommen.

Folgerungen für die Betriebsleitungen

Aus den vorgelegten Tatsachen zog Professor Abraham einige Folgerungen für die Betriebsleitungen. Wenn der Einfluß der Betriebe auf die Leitbilder der Menschen, zunächst der Arbeitnehmer, dann aber auch auf deren Familien und Bekannte, so groß ist, dann müßten sich die Betriebsleitungen der Verantwortung bewußt werden, die sie dafür tragen, daß dieser Einfluß, soweit das möglich ist, zum Guten gereiche. Dazu ist es notwendig, nicht nur die im Ausbildungswesen tätigen, sondern alle Funktionäre in leitender Stellung daraufhin zu überprüfen, ob ihre menschliche Qualifikation ihrer Stellung entspricht. Denn überall, auch im Betrieb, erzieht in erster Linie nicht das Wort, sondern das Vorbild.

Ferner müßte man nicht nur technische und kaufmännische, sondern auch soziale und psychologische Betriebsanalysen durchführen lassen, um zu entdecken, wo die negativen Einflüsse des Betriebsklimas liegen und wie sie beseitigt werden können. Abraham ist der Meinung, daß die gutgläubige Vorstellung vieler leitender Personen in den Betrieben, zu wissen, wo ihre Leute der Schuh drückt, meist nur in einem sehr oberflächlichen Sinne der Wirklichkeit entspricht, da sie nur selten von ihren Untergebenen die volle Wahrheit zu hören bekommen. Sie zuallererst sind aber berufen und verpflichtet, an das menschliche und so auch an das seelische Wohlergehen ihrer Arbeitnehmer zu denken und deren berechnigte Anliegen ebenso ernst zu nehmen wie ihre eigenen.

Gibt es ein Erziehungsrecht des Betriebes?

Wenn von Erziehung durch den Betrieb die Rede ist, wird man leicht mißtrauisch und stellt die Frage: Worauf beruht das betriebliche Erziehungsrecht, und wo liegen seine Grenzen? „Der Betrieb ist ein rational gestaltetes ökonomisches Gebilde, und jegliche Mythologisierung des Betriebs ist unbedingt abzulehnen.“ Soweit es sich um bewußte und geplante Erziehungsmaßnahmen handelt, ergibt sich für Abraham aus dem Gesagten, daß der Betrieb sich auf solche Einrichtungen zu beschränken habe, die zur Erreichung des Betriebszwecks dienlich sind. Im übrigen müsse er die Privatsphäre seiner Mitarbeiter achten.

Eine Gefahr sieht Abraham darin, daß der Betrieb seine Macht über die Arbeitnehmer dazu mißbraucht, „die Menschen zu einer Mentalität der Betriebswürdigkeit zu erziehen und damit das Grundprinzip, auf dem jegliches christliche Denken beruht, aufzuheben, nämlich das Grundprinzip der Freiheit des Menschen . . . Es wäre aber für das Christentum nichts gewonnen, wenn unsere Gesellschaft den totalen Staat mit dem totalen Betrieb vertauschte und an die Stelle einer Erziehung nach den Prinzipien der Staatsräson eine Erziehung nach den Prinzipien der Betriebsräson träte.“

Professor Abraham hat in seinem Vortrag wichtige Aussagen darüber gemacht, auf welchen Wegen die Technik sich des modernen Menschen, seiner Gedanken und Wunschvorstellungen bemächtigt. Sie umgarnt uns nicht allein in unserm privaten Lebensraum, als Nutznießer und Konsumenten ihres Standards (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 230), sondern auch durch die Luft, in der wir arbeiten und unser Brot verdienen. Abraham zeigt an seinen Beispielen, daß wir tatsächlich in Gefahr sind, der Technik zu verfallen, was wohl immer gesagt, aber selten so anschaulich bewiesen wird wie hier: daß die ökonomische, optimistische und dialektische Auffassung des Geschehens sich durchsetzt und wir unsern Lebensstil dieser Weltanschauung anpassen. Er hat nicht sagen können, wie man, abgesehen von der Verkündigung der Offenbarung, dieser Gefahr methodisch begegnet; denn das gute Beispiel der Führenden und die Betriebsanalysen allein werden es nicht schaffen. Aber es ist schon ein Gewinn, das Leiden diagnostisch zu bestimmen.

Der Christ als selbständiger Unternehmer

In einem Lehr- und Hirtenschreiben des Bischofs von Basel und Lugano, Dr. Franciscus von Streng, werden die Gläubigen der Diözese über Rechte und Pflichten des mittelständischen Unternehmers unterrichtet. Die Gedankengänge gelten nicht nur für die Schweiz, sondern weitgehend für alle westeuropäischen Gebiete mit klein- und mittelbetrieblichen Wirtschaftsstrukturen. In der Einleitung wird gesagt, daß sich das menschliche Dasein noch nie in so kurzer Zeit verändert habe wie in den letzten 10 bis 15 Jahren. Diese tiefgreifenden Wandlungen stellen an die Seelsorge neue Anforderungen. Es genügt nicht mehr, auf die treue Berufsausübung hinzuweisen, es muß auch gesagt werden, welcher Platz dem einzelnen Beruf im Rahmen der ganzen Wirtschaft und der Gesellschaft zukommt. In diesem Sinne wird der Pflichtenkreis des selbständigen Unternehmers besprochen.

Wer ist selbständiger Unternehmer

Als selbständige Unternehmer wird die besondere Gruppe der Unternehmer-Eigentümer angesprochen, die man weithin als „mittelständischen Unternehmer“ bezeichnet. Nach der Definition des Hirtenschreibens „leitet er als Eigentümer in eigener Verantwortung und in unmittelbarer Führung den Betrieb. Aus persönlicher Kenntnis aller Geschäftsvorgänge — Produktion, Einkauf und Verkauf — trifft er selber die wirtschaftlichen Entscheidungen und übernimmt ebenso die daraus sich ergebenden Risiken.“ Er begegnet uns im Gewerbe, als Handwerker, als Besitzer eines kleinen Industriebetriebes oder eines Handelsgeschäftes, aber auch landwirtschaftliche Betriebe sind oft als mittelständische Unternehmen zu werten.

Auf die spezifischen Probleme des bäuerlichen Unternehmens geht der Hirtenbrief nicht ein (dies war in früheren Hirtenbriefen geschehen). Die selbständigen Unternehmer werden deshalb zum Gegenstand des Hirtenbriefes gewählt, weil die „stetig voranschreitende wirtschaftliche Konzentration eine Gefahr für den Bestand des selbständigen Unternehmertums bilden könnte“. Die möglichst breite Streuung des produktiven Eigentums aber „ist ein wesentliches Element zur Abschirmung gegen

kollektivistische Tendenzen nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch auf sozialem und politischem Gebiet“. In der Sorge um die Existenz einer freien Gesellschaft muß deshalb der selbständige Unternehmer ermuntert werden, aus eigener Anstrengung das zu leisten, wozu ihm noch Mittel und Wege zur Verfügung stehen. „Er erweist damit unserer in ihrer Freiheit bedrohten Welt einen unentbehrlichen Dienst.“

Pflichten auf wirtschaftlichem Gebiet

In der „guten alten Zeit“ kannte der mittelständische Unternehmer seine Kundschaft persönlich; er produzierte bzw. reparierte für diese und wußte im voraus, mit welchen Bestellungen er rechnen konnte. Heute dagegen wird so viel produziert wie nur möglich, und die auf den Markt geworfenen Waren müssen dort ihren Verbraucher finden. Der örtlich begrenzte Markt der Vergangenheit hat sich zum Großmarkt ausgeweitet, und der kleine und mittlere Unternehmer ist ihm zwangsweise angeschlossen. Seine Kunden verlassen ihn oft in dem Moment, da sie anderweitig besser oder billiger einkaufen können. Trotz des harten Konkurrenzkampfes gerade mit dem Großbetrieb darf der gerechte Wettbewerb jedoch in einer freien Wirtschaft nicht beschränkt werden, denn er ist zu einer ausgeglichenen Preisbildung nötig. Man darf von der Wirtschaftspolitik nicht erwarten, daß sie überkommene Besitzerrechte schützt, ohne darauf zu achten, ob der produzierende Betrieb noch rentabel ist oder nicht. Der Staat muß sich darauf beschränken, eine gerechte Ordnung im Wettbewerb zu schaffen, jegliche Ungleichheit im Steuerwesen auszuschalten und Kredite auch für die kleinen und mittleren Betriebe möglich zu machen. Um im heutigen Konkurrenzkampf bestehen zu können, muß der selbständige Unternehmer seinen Betrieb modern gestalten und vor allem für die nötige Kenntnis in seinem Fach sorgen. Ohne Buchhaltung und sorgfältige Kalkulation läßt sich heute kein Betrieb mehr führen. Diese Dinge sind besonders auch im landwirtschaftlichen Betrieb nötig. Der heranwachsende Unternehmer sollte mit dem gesamten wirtschaftlichen Kreislauf vertraut werden und sich eine ausgedehnte Allgemeinbildung verschaffen. „Der Zugang zu den entsprechenden Schulen wäre da und dort zu erleichtern.“ Der Unternehmer soll sich schließlich in aller Bescheidenheit darüber beraten lassen, in welcher Weise er seinen Betrieb verbessern könnte.

Solidarität und Organisation des Betriebes

Es ist auch die demütige Einsicht notwendig, daß der einzelne Unternehmer sich mit seinesgleichen zusammenschließen muß. „Die Vorstellung einer isolierten Selbständigkeit, in der jeder kleine Unternehmer recht und schlecht sich selbst half, ist längst überholt. Nur im Verzicht auf einen gewissen Teil der Selbständigkeit gewinnt der Unternehmer jene Freiheit, die dem heutigen Konkurrenzdruck standhalten kann. Der Geist der Solidarität muß gepflegt werden. Die Unternehmer dürfen sich gegenseitig das Wasser nicht abgraben. Sie müssen einander helfen. Die freie Organisation ist eines der wirksamsten Mittel, um jene Vorteile des Einkaufes, des Verkaufes, der intensiven Betriebsführung und rationellen Produktion, vor allem auch der wirksamen Reklame in gleicher Weise zu erreichen, wie sie den Großbetrieben eigen sind.“

Bei der Übergabe des Betriebes an die Nachkommen muß der Familienvater frühzeitig voraussehen, welches seiner Kinder den Betrieb fortführen soll, und für eine geeignete Ausbildung sorgen. Aber auch die übrigen Kinder, die aus dem Familienbetrieb ausscheiden müssen, sollen eine geeignete Berufsausbildung erhalten. Gerade in bäuerlichen Betrieben wird das aus finanziellen Gründen nicht immer möglich sein. Hier muß soziale Hilfe von außen kommen, doch „wird der christliche Vater kein Opfer scheuen, um von sich aus dasjenige für seine Kinder zu leisten, was in seiner Macht steht“.

Bei der Erstellung des Testaments schließlich wird sich hier der verantwortungsvolle Unternehmer von tüchtigen Fachleuten beraten lassen, die auch die wirtschaftlichen Seiten des Erbgangs zu berücksichtigen haben.

Zu den Pflichten des Unternehmers gehört auch, daß er beizeiten für sein Alter sorgt, und zwar so, daß hierdurch der Betrieb nicht gestört wird, denn nur zu oft kann der Betrieb nicht Eltern und Kinder zugleich ernähren, so daß wenigstens ein Teil Mangel leiden müßte. „Auf diese Weise wird es der älteren, nicht mehr so beweglichen Generation möglich sein, rechtzeitig den Betrieb an die zur Verantwortung heranwachsende Jugend weiterzugeben. Er soll nicht warten, bis ihm von seiten des Staates die Sorge um die soziale Sicherheit abgezwungen wird.“ Im Interesse des Betriebes sollte jeder Unternehmer an eine zusätzliche Altersversicherung denken.

Pflichten gegenüber Kunden und Staat

Es gehört zu den Vorzügen des kleinen Unternehmers, daß er zum Teil noch in engem Kontakt zu seinen Kunden steht. Dieses Verhältnis bedarf der besonderen Pflege. „Es wäre nicht recht, wenn der Unternehmer möglichst viele Aufträge annähme und jedem Kunden einen bestimmten Termin verspräche, von dem er von vornherein weiß, daß er ihn nicht einhalten kann. Ebenso unrecht ist es, wenn ein Unternehmer in einem entlegenen Gebiet, wohin die Konkurrenz noch nicht gedrungen ist, die Lieferungen und Reparaturen nur sehr lässig und mangelhaft leistet oder für Reparaturen übersetzte Preise fordert.“

Bei einem kleinen Betrieb, der nicht so leicht zu kontrollieren ist, ist die Versuchung der Steuerhinterziehung besonders groß. „Erwartet man aber vom Staat die Förderung des kleinen und mittleren Unternehmens, schuldet man ihm auch jenen Beitrag, der ihm aus dem wirtschaftlichen Geschehen zusteht. Der echte Christ fügt sich nicht nur der Gewalt, sondern weiß sich vor Gott verantwortlich.“

Sittlich-religiöse Pflichten

Die wirtschaftlichen Pflichten stehen mit den religiösen Pflichten in engster Beziehung. „Die Beschaffung von irdischen Gütern in der Produktion, die Dienstleistungen im wirtschaftlichen Leben gehören zum Auftrag Gottes: ‚Machet euch die Erde untertan.‘ Die erste der christlichen Tugenden, die die Pflichterfüllung auf wirtschaftlichem Gebiet erheischt, ist ‚Ergebung in den Willen Gottes und unbegrenztes Gottvertrauen.‘“

Die Sorge um das Geschäft darf nicht dazu führen, daß der Unternehmer seine „persönliche Verankerung in Gott und der Ewigkeit“ verliert. Wie Job muß er sich an die geheimnisvolle Vorsehung Gottes hingeben, doch enthebt ihn dies nicht der Selbstkritik.

Mit dem Gottvertrauen muß sich volle und ganze Sonn-

tagshheiligung verbinden: „Vollwertige Teilnahme am heiligen Meßopfer mit Predigt, Empfang der heiligen Sakramente, religiöse Lektüre u. a. Die Sonne des Sonntags ist die heilige Messe. Zur Sonntagsheiligung gehört auch die gebotene Sonntagsruhe. Der Tag des Herrn ist nicht dazu angetan, der Erledigung liegengeliebener Bürogeschäfte zu dienen. Auf dem Bauernhof soll der religiöse Geist durch die Verbundenheit mit der Natur und der Dorfkirche vor rein wirtschaftlicher Berechnung behüten. Der christliche Bauer verrichtet am Sonntag im Stall nur die notwendigste Arbeit, und auf dem Felde vermeidet er jedes Ärgernis, d. h., er arbeitet nur dann, wenn im Einklang mit kirchlicher Weisung wirklich ein Grund vorliegt.“

Das Verhältnis zu den Mitarbeitern soll von sittlich-religiösem Geist gestaltet werden. Der Unternehmer formt durch seine persönliche Gegenwart und durch sein Beispiel das sittliche Milieu, er kümmert sich um das leibliche und geistige Wohl seiner Angestellten, und unter seiner Leitung soll der Lehrling zum ausgebildeten Facharbeiter und zum charaktervollen Menschen und reifen Christen heranwachsen.

Der Unternehmer darf in der Sorge um seinen Betrieb geistig nicht verkümmern. Er soll versuchen, durch rationellere Einteilung seines Arbeitsprogrammes Zeit zu erübrigen, um an Einkehrtagen und Exerzitien teilnehmen zu können. Er soll in den Vorständen der Kirchengemeinde und Pfarrvereine mitarbeiten, wo man seine Kenntnisse zu schätzen weiß.

Mahnung an den Verbraucher

„Falsch und ungerecht wäre es, wollte man den Verbraucher stur gegen die Großbetriebe einnehmen und zu blinder Unterstützung der kleinen und mittleren Unternehmen aufrufen. Es ist nicht zu vergessen, daß ein Großteil unserer Bevölkerung in den Großbetrieben Arbeit findet und daß die gesamte Wirtschaft, kleine und mittlere Betriebe eingeschlossen, durch die Großbetriebe gewonnen hat.“ Ein Teil der Bedürfnisse kann notwendigerweise nur durch Großbetriebe gedeckt werden.

Jeder Verbraucher muß sich daher über den Wert der einzelnen Ware und Dienstleistung Rechenschaft geben. „Es ist z. B. nicht recht, daß die Verbraucher ein ortsansässiges Geschäft nur als Notbehelf benützen, während sie sonst auswärtige Unternehmen in Anspruch nehmen, ohne auf weite Sicht reeller und besser bedient zu sein . . . Vom Verbraucher ist reifes und wirtschaftliches Urteil und hohe Verantwortung für die Gesamtwirtschaft zu erwarten.“

„Jeder muß das wirtschaftliche und gesellschaftliche Wohl aller im Auge haben. Dieser Geist der Solidarität muß alle Glieder des Wirtschaftsprozesses beseelen und aus christlichen Lebensquellen gestärkt werden. Wir alle gehören zusammen, um Gottes Auftrag zu erfüllen und gemeinsam in der Bebauung dieser Erde das ewige Heil zu erwirken.“

Aus dem Vatikan

**Johannes XXIII.
über die
Verkündigung**

Wie in den vergangenen Jahren Papst Pius XII., so hat auch Johannes XXIII. als Bischof von Rom die Pfarrer und Fastenprediger zu Beginn der Fastenzeit, am 10. Februar 1959, empfangen. Während Pius XII. meistens ein kon-

ketes Thema stellte, das in den Fastenpredigten der römischen Pfarreien zu behandeln war (vgl. z. B. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 320), begnügte sich Johannes XXIII. damit, in einer Exhorte die Grundhaltung des Predigers für die Verkündigung des Wortes Gottes darzulegen. Nach einleitenden Worten stellte er drei Tugenden heraus, die den Kündler des Evangeliums in Wort und Beispiel auszeichnen sollen:

Weisheit

„Weisheit zeigt sich in der richtigen Auswahl der Predigtthemen, ob sie nun homiletischer oder katechetischer Natur während der gewöhnlichen Sonntage des Kirchenjahres sind oder außerordentlichen Anlässen, wie der Fastenzeit, oder der Vorbereitung der hohen liturgischen Feiertage dienen.

Seit Unserm ersten Bemühen um die Entwicklung des religiösen Lebens in Rom ist Uns klargeworden, daß die Kirchen, Institute und Vereinigungen über gute Verkündigung im Überfluß verfügen. Der Zustrom der Gläubigen ist unterschiedlich und manchmal mehr, manchmal weniger erfreulich. Eine gewisse Unausgeglichenheit des Predigtprogrammes mag öfters dafür verantwortlich sein und diesen oder jenen Teil der Lehre von der gesamten geoffenbarten Wahrheit beiseite lassen. Ein wohlausgearbeitetes Direktorium als Hilfsmittel möge einer der Erfolge sein, den uns die nächste Diözesansynode verspricht.

Es fehlt auch nicht an der Versuchung, aus Literatur und Poesie gefällige Argumente zusammenzustellen, sich in der Apologetik vielleicht in überholten Formen zu spezialisieren, ohne die oft bedrückenden Nöte der Gegenwart und die Fortschritte der Erfahrung in der Seelsorge zu berücksichtigen.

Denken wir immer daran: Das Volk verlangt von uns das substantielle Brot der Wahrheit. Wir dürfen ihm nicht mehr oder minder erbauliche Traktätchen und Geschichtchen vorsetzen, die nie einen tiefen Eindruck hinterlassen.

Ganz bestimmte Themen sind heute besonders wichtig: der Gedanke der Schuld und Strafe; die Gerechtigkeit und ihre Verwirklichung; die persönlichen und gemeinschaftlichen Frömmigkeitsübungen; die Sonn- und Feiertagsheiligung; die heiligen Pflichten der Ehe; die Kindererziehung; die Ehrfurcht vor der menschlichen Person und alles, was nicht in den Bereich unbestimmter Allgemeinbildung, sondern dem lebendigen und interessanten Kraftstrom himmlischer Weisheit angehört.

Das Ideal besteht darin, das Lehrgut in richtigen Proportionen darzubieten, nichts zu vergessen und alles auf eine feste und wachsende geistige Bildung hinzuordnen.

Die Gläubigen, die neben ihren Frömmigkeitsübungen nicht ihre so wichtige religiöse Weiterbildung vernachlässigen, spüren nach den ersten Worten einer Predigt schon, ob der Redner über eine solide Bildung verfügt, seine Darlegungen wirklich vorbereitet, das Thema richtig gewählt sowie gut gegliedert und geordnet hat, so daß die Schlußfolgerungen nicht weit hinter den Prämissen zurückbleiben.

Eine schwere Gewissenspflicht liegt auf dem Priester für die Predigt, und die einprägsamen Worte des heiligen Isidor von Spanien erinnern ihn daran: „Wie bei der Münze die Metallart und das Gewicht untersucht wird,

so wird bei jedem Lehrer der Kirche darauf geschaut, was er lehrt und wie er lehrt.“

Einfachheit

Einfachheit ist die große Gabe des Redners, der den sichersten Weg sucht, um das Gewissen der Zuhörer aufzurütteln. Einfachheit bedeutet, nicht aufs Geratewohl oder mit den Händen allein, wie man in Rom sagt, zu reden. Einfachheit erfordert harte Übung durch Gebet und Studium. Sie ist genaue Gedankenführung zur gewählten Schlußfolgerung und Einhaltung der vorgesehenen Zeit. Die Zeit ist nach der notwendigen Belehrung der Gläubigen und nicht nach dem Vergnügen, sich selbst reden zu hören, zu bemessen! Einfachheit strebt weder danach, eine gute Figur zu machen, noch nach der künstlich gedrehten Phrase, die den Applaus auslöst, Einfachheit schreckt vor allem zurück, was den Strom der Gnade in den Seelen aufhalten könnte.

Denkt an das Wort des heiligen Bernhard, der davon spricht, wie er die Stimme des Predigers gerne hört, „der nicht zum Beifall für sich, sondern mich zur Klage herausfordert“ (Serm. 39 zum Hohenlied). Erinnern wir uns an die großen Apostel der Geschichte, an die heiligen Prediger des 15. und 16. Jahrhunderts, die ihre Zuhörer nicht durch philosophische Spekulationen, durch wirre und unbestimmte Gedankengänge, sondern mit klarem, unmittelbarem, angepaßtem und lebendigem Ausdruck über die göttliche Lehre begeisterten.

Liebe

Ist es eigentlich noch nötig festzustellen, daß wir die überzeugtesten und hartnäckigsten Apostel der Liebe, vor allem in einer Zeit des Hasses, sein müssen? Liebe ist, geliebte Söhne, die Devise des guten Predigers! Liebe in Wort und in der Tat, Liebe in den Darlegungen und in der Art, sie zu bringen! Liebe auch in der Behandlung von Irrtum und Schuld!

Der heilige Augustinus sagt: „Wenn ihr Gott liebt, so reißt alle zur Gottesliebe mit, alle, die ihr erreichen könnt, durch Ermahnen, Unterstützen, Bitten und Erklären, indem ihr eure Nachsicht und Milde vortragt“ (zu Ps. 33, sermo 2, 4).

Nichts ist sicherer und lobenswerter als ein Redner, der den Geist zum Nachdenken bringt. Er ist wirklich das Abbild der Güte Jesu. Er ist ein Jünger, der Ehrfurcht verdient, selbstbeherrscht und demütig von Herzen. Das alles gilt für jene ausgezeichneten Priester, von denen die Geschichte jeder Diözese und aller Ordensfamilien, der ältesten und der jüngsten, kundet. Wir gedenken mit Dankbarkeit der so zahlreichen Priester dieser Art, denen Wir im Laufe Unseres Lebens begegnet sind.

Die Zustimmung der Zuhörer, die gesenkten und gedankenvollen Köpfe, dann der Zustrom zum Beichtstuhl sind der Ruhm des kirchlichen Predigers.

Liebe gibt es nicht ohne Wahrheit. Es gilt, furchtlos auch dieses Jahr zu verkünden, daß wir zu den Tagen des Heils gelangt sind, zu Tagen der Buße und der Zügelung der äußeren und inneren Sinne. Sagt es mit ehrfurchtsvollen Worten, jedoch nicht unklar. Sprecht genauso, wie Jesus in seiner Zeit zum Volke gesprochen hat.

Wir bereiten uns auf die Betrachtung des Leidens und Sterbens des Herrn und der Schmerzen seiner und unserer gesegneten und lieben Mutter vor. Das Christentum ohne

Kreuz, ohne Leiden, ohne den Ansturm des Bösen ist und wäre nicht verständlich. Aber das Leiden jeder Natur wird ertragbar durch die Hingabe, die in der Liebe geleistet und empfangen wird. Denken wir daran, und prägen wir es den Gläubigen unvergeßbar ein.

Das durch die Liebe geheiligte Leid bringt die Seele immer näher zu einem Vorerleben des innersten Lebens mit dem Herrn, dieses Lebens mit Gott in Jesus Christus, das das Leben seiner Kirche widerspiegelt, die leidet, bedrückt und manchmal verfolgt wird. Doch sie bleibt immer tätig, großzügig und siegreich.

Das Ziel jeder Predigt

Zum Schluß dieses Gesprächs zwischen dem Vater und den Söhnen wollen Wir dieses Programm der nächsten und überhaupt jeder Predigt festhalten:

Gott rief uns auf, die Gewissen zu erleuchten und nicht sie zu verwirren oder zu zwingen.

Er rief uns dazu, mit derselben Einfachheit zu sprechen, wie sich die Glaubensartikel des Apostolischen Credos aufzählen lassen, und nicht den Gedankengang zu komplizieren oder den Zuhörern zu schmeicheln.

Er rief uns dazu, unsere Brüder zu heilen und nicht sie zu terrorisieren. So möge euch der Herr beistehen mit seiner Gnade, die Freude und Friede im Heiligen Geist ist. Amen.“

„Möge Ihnen der Herr die allzu vielen Lobesworte verzeihen“

Der Kardinal-Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien hatte nach der Wahl des neuen Papstes — wie viele andere Bischöfe in allen Län-

dern — einen Hirtenbrief veröffentlicht. Papst Johannes XXIII. antwortete ihm mit einem kurzen Handschreiben in italienischer Sprache, das folgenden Wortlaut hat:

„Geliebteste Eminenz: Dank, Dank für Ihr Hirtenschreiben über den neuen Papst. Möge Ihnen der Herr die allzu vielen Lobesworte verzeihen, die Sie seiner niedrigen Person widmeten, und möge er mir helfen, auf dem Weg zur Heiligung Früchte zu tragen. Stets von Herzen grüße und segne ich Sie in aller Liebe. Ioannes Papa XXIII“

Vorbereitungen auf die römische Diözesansynode

Zugleich mit dem Ökumenischen Konzil hat Papst Johannes am 25. Januar bekanntlich auch eine Synode

für seine Diözese Rom angekündigt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 273). Sie muß, wie der Heilige Vater selber in seiner Ansprache an die Pfarrer der Diözese Rom in SS. Giovanni e Paolo am 30. Januar sagte, sorgfältig vorbereitet werden (der Papst erinnerte dabei an die Diözesansynode von Venedig, die er als Patriarch von Venedig 1957 geleitet hat und die ihn als Beispiel anspricht). Eine römische Diözesansynode ist jedoch auch deshalb etwas Besonderes, weil „Rom etwas Besonderes ist, denn es ist der Sitz des Stellvertreters Christi, und darum bittet der Papst seine Kinder um ihr Gebet: damit die Ewige Stadt wieder durch ihr christliches Leben hervorleuchte“ (in der Generalaudienz am 28. Januar).

Am 21. Februar veröffentlichte der „Osservatore Romano“ ein vom 18. Februar datiertes Handschreiben des

Papstes über die Ernennung der vorbereitenden Kommission der römischen Diözesansynode. Ihr Präsident wird der Erste Stellvertreter des Kardinalvikars von Rom, Erzbischof Luigi Traglia, sein; mit ihm zusammen arbeiten der Zweite Stellvertreter des Kardinalvikars, Erzbischof Hector Cunial, der päpstliche Generalvikar für die Vatikanstadt, Bischof van Lierde, der Abt des Klosters von S. Paolo fuori le mura, Abt Cesare d'Amato, der Prosekretär der Ritenkongregation, Msgr. Enrico Dante, und verschiedene weitere Geistliche und Ordensleute Roms.

Gleichzeitig veröffentlichte der „Osservatore Romano“ einen vom 2. Februar datierten Brief des Papstes an das römische Volk, in dem er einleitend sagt, er habe die Diözesansynode bereits dem Kardinalvikar von Rom, seinen direkten Mitarbeitern und den Pfarrern von Rom angekündigt, wolle sie aber auch noch eigens seinen „Lieblingskindern“, den Gläubigen seiner Diözese Rom, ansagen. Die wichtigsten Abschnitte aus diesem Brief lauten:

Wozu die Synode?

„Die Synode ist die Zusammenkunft des Bischofs mit seinen Priestern, um die Probleme des religiösen Lebens der Gläubigen zu untersuchen, die Kirchengesetze zur Geltung zu bringen, um Mißbräuche abzustellen, das christliche Leben, den Gottesdienst und das religiöse Leben zu fördern. Letzten Endes handelt es sich darum, das Werk Jesu Christi, unseres Erlösers, zur Errettung der Menschen für diesen auserwählten Teil seiner Herde, der Uns, neben der Sorge für alle Kirchen, in Sonderheit anvertraut worden ist, fortzusetzen.

Vielleicht könnte mancher denken, die Arbeit einer solchen Synode sei für diese Stadt, den Mittelpunkt der katholischen Kirche, der sich auf die Gräber der Apostel Petrus und Paulus gründet, diese schon dem Namen nach heilige Stadt, auf die alle anderen Kirchen der katholischen Welt ‚wegen ihres besonderen Vorrangs‘ (S. Irenäus, Haeres. III, 3, 2) hingeordnet sind, weniger notwendig. Demgegenüber müssen wir die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß Rom, der Sitz Petri und seiner Nachfolger, von dem aus sich also das kirchliche Lehramt und die kirchliche Disziplin, das Licht der Doktrin und die Flamme der Liebe überallhin ausbreiten, als Diözese seine eigenen, besonderen Probleme hat und darum auch konkrete Normen braucht, damit diese Lehre die Gewissen durchdringen und diese Disziplin sich verwirklichen kann . . .

Heute handelt es sich nicht mehr um das alte Rom, das auch äußerlich das Antlitz einer heiligen Stadt wahrte und wo die Pastoralprobleme, sowohl wegen der Zeitverhältnisse als auch wegen der verhältnismäßig geringen Bevölkerungszahl, viel einfacher waren, sondern um eine große moderne Hauptstadt von fast 2 Millionen Einwohnern mit allen religiösen und moralischen Problemen, die die moderne Großstadt aufwirft, und mit ihren besonderen Problemen dazu.

Darum glauben Wir, daß auch für Rom der Augenblick gekommen ist, in allem, wofür Wir als Bischof von Rom die Verantwortung vor Gott tragen, die Mittel zu suchen und einzusetzen, die man heute ‚Modernisierung der Pastoral‘ nennt.

Es wird Uns anläßlich der Synode nicht an Gelegenheit fehlen, nochmals Unser Wort an euch zu richten, wie sich schon der Apostel Paulus an euch mit seinem Rö-

merbrief gerichtet hat, dessen 1900jähriges Gedächtnis wir kürzlich gefeiert haben.

Im Augenblick beschränken wir uns darauf, euch inständig aufzufordern, euch innerlich ernstlich auf das große Ereignis vorzubereiten . . .“

Am 23. Februar nahm der Papst dann in seiner Privatbibliothek die Amtseinführung der Kommission zur Vorbereitung der römischen Diözesansynode in Anwesenheit des Kardinalvikars von Rom, Clemente Micara, vor. Er begrüßte alle anwesenden Kommissionsmitglieder herzlich und betonte, daß ihm die Synode ganz besonders am Herzen liege und er über den Fortgang der Vorarbeiten und Studien ständig genau unterrichtet zu werden wünsche.

Der Papst nimmt an den römischen Stationsgottesdiensten teil

Die römischen „Stationskirchen“, die im Missale Romanum für viele Festtage des Kirchenjahrs, vornehmlich aber für jeden Tag der Fastenzeit, angegeben werden, waren ursprünglich die Kirchen, in denen an diesem Tage der Papst mit der hohen Geistlichkeit und dem ganzen römischen Volk die Messe feierte. Der Brauch ist wahrscheinlich von Jerusalem übernommen worden. Dort feierten die Gläubigen bestimmte Feste an den Orten, an denen sich das Festereignis abgespielt hatte: die Gläubigen zogen in großer Prozession dorthin. Dieser Brauch wurde im 5. und 6. Jahrhundert nach Rom übertragen, wo Prozessionen von einer Kirche, in der man sich sammelte, zu den Märtyrergäbern und den über diesen errichteten Kirchen gingen. Diese „Stationsgottesdienste“ erhielten sich in Rom bis zur avignonesischen Gefangenschaft der Päpste im 14. Jahrhundert. Nach ihrer Rückkehr nahmen die Päpste den Brauch nicht wieder auf, die Stationskirchen waren nur noch dem Namen nach „Stationen“ — außer daß sich seit Beginn dieses Jahrhunderts in der Fastenzeit der alte Brauch wieder belebte, täglich in der jeweiligen alten Stationskirche einen Abendgottesdienst mit Litaneien und Prozession abzuhalten, zu dem, wie ehemals zu den päpstlichen Stationsfeiern, Geistliche und Volk aus der ganzen Stadt kommen. Ein Papst hat an diesen „Stationsgottesdiensten“ der Fastenzeit seit Jahrhunderten nicht mehr teilgenommen.

Nun hat sich Papst Johannes XXIII. entschlossen, zum mindesten an den Sonntagen der Fastenzeit — da es ihm seine Zeit nicht erlaubt, an Wochentagen das gleiche zu tun — an den römischen Stationsgottesdiensten als Bischof inmitten seines Volkes teilzunehmen. Am 3. Fastensonntag sagte er selber in der Stationskirche S. Lorenzo fuori le mura, in einer kurzen Ansprache, wie er sie bei diesen Gelegenheiten zu halten pflegt: „Dieser Brauch, sich während der heiligen Fastenzeit in die verschiedenen altherwürdigen Kirchen der Stadt zu begeben, ist etwas typisch Römisches: einer der bedeutendsten Päpste hat damit angefangen, der hl. Gregor der Große. Darum ist Rom die Stadt, die am besten geeignet ist, diesen Ritus zu vollziehen, und darum ergreift der Papst als Erbe eines solchen Vorbilds und einer so ehrwürdigen Überlieferung die Gelegenheit, soweit es ihm möglich ist, an einer so charakteristischen Form unseres römischen Ritus teilzunehmen.“

Am 1. Fastensonntag wurde in diesem Jahr der Abschluß des hundertjährigen Gedenkens der Erscheinungen von Lourdes gefeiert, und der Papst nahm aus diesem

Anlaß an dem feierlichen Nachmittagsgottesdienst in der römischen Basilika S. Maria Maggiore teil. Die Teilnahme des Heiligen Vaters an den römischen Stationsgottesdiensten begann darum erst am 2. Fastensonntag nachmittags in der Kirche S. Maria in Domnica. Der Gottesdienst umfaßt die Allerheiligenlitanei, eine Prozession, die die Kirche verläßt und um sie herumzieht, nach der Rückkehr in die Kirche den Gesang des Bußpsalms „Miserere mei Domine“ und den Kreuzeshymnus „Vexilla Regis prodeunt“.

Das Erscheinen des Papstes und seine Teilnahme an dem ganzen Gottesdienst hat auf das römische Volk einen tiefen Eindruck gemacht, der sich deutlich in dem Bericht des „Osservatore Romano“ (23./24. Febr. 1959) spiegelt. Da der Papst sein Kommen angekündigt hatte, hatte sich vor der Kirche eine Menge von Gläubigen versammelt, „so groß, wie man sie noch nie gesehen hatte, seit der fromme Brauch zu Beginn dieses Jahrhunderts wiederaufgenommen wurde. Daß der Papst sich unter seine Kinder begibt, auch außerhalb der großen Audienzen und der feierlichen Riten in der Vatikanbasilika, ist schon ein Geschenk, das mit immer neuer Freude empfangen wird; aber daß er sich unter die Priester, Ordensleute und einfachen Gläubigen in eine Prozession einreihet und deren ganzen Weg im Gefolge des Heiligen Kreuzes mitgeht und in die Anrufungen und den Gesang mit einstimmt, das ist ein ganz neuer Anblick für die Straßen Roms, und um dergleichen zu finden, muß man nicht nur viele Jahre, sondern mehrere Jahrhunderte in der religiösen Geschichte Roms zurückgehen.“

Damit, so meint der „Osservatore“, tritt Papst Johannes in die Spuren Gregors des Großen, der Rom vor den Barbaren gerettet hat: so wie Papst Johannes es geistigerweise rettet, „indem er gerade das christliche Leben der Stadt wieder zu seinem notwendigen Glanz erhebt, wie es ihrer heiligen Bestimmung entspricht“. Papst Johannes grüßte und verehrte zuerst die Reliquie des Heiligen Kreuzes, die in dieser Kirche aufbewahrt wird; in der Prozession ging er in Käppchen und rotem Mantel hinter dem zelebrierenden Priester, Msgr. Traglia, her. Nach der Beendigung des ganzen Ritus richtete er ein paar kurze Worte an die Gläubigen, anknüpfend an diese Kirche, die der Gottesmutter geweiht ist, durch deren Vermittlung unsere nichtigen Gebete erst Bedeutung erhalten. Mit der Feier in S. Maria in Domnica hat der Papst das Muster für seine weitere Teilnahme an diesen Gottesdiensten aufgestellt. Der Zustrom der Gläubigen wurde von Mal zu Mal größer.

Aus Süd- und Westeuropa

Dreißigjähriges Jubiläum der Lateranverträge

Am 11. Februar 1959 jährte sich zum dreißigsten Male der Abschluß der Lateranverträge, durch die die Feindschaft zwischen dem italienischen Staat und der Kirche begraben, die „Römische Frage“ geregelt und die Rechte der Kirche in Italien in einem Konkordat gesichert wurden. Die Lateranverträge sind nach dem zweiten Weltkrieg in die neue Verfassung der italienischen Republik von 1946 eingebaut worden. Sie regeln damit die Rechtsbeziehungen zwischen Kirche und Staat in Italien und sichern die absolute Freiheit des Oberhauptes der katholischen Kirche inmitten eines Nationalstaates. Staat und

Kirche haben beide diesen Gedenktag gefeiert. Die öffentlichen Gebäude waren beflaggt, Schulen und Büros geschlossen. Das italienische Staatsoberhaupt, Präsident Gronchi, und der Papst tauschten Glückwunschtelegramme aus. In der Kirche S. Maria ad Araceli feierte Kardinalvikar Micara im Beisein des Oberbürgermeisters von Rom, des Stadtrats und der Zivilautoritäten ein Te Deum. Die geplanten größeren öffentlichen Feierlichkeiten mußten allerdings infolge einer Regierungskrise abgesagt werden, in der sich vor allem die inneren Spannungen der großen christlichen Sammelpartei, der Democrazia Cristiana, zeigten. Trotzdem kann man der italienischen Presse entnehmen, daß auch über die kirchlichen Kreise hinaus, für die das Jubiläum ein Freudentag war, ganz Italien — mit Ausnahme gewisser Kreise, die unter allen Umständen opponieren — die Aussöhnung zwischen Kirche und Staat, die die Lateranverträge geschaffen haben, als einen Gewinn für das Land betrachtet. Solche Stimmen waren bereits anlässlich des Streites um den Bischof von Prato von allen maßvollen Stellen geäußert worden (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 276 ff. und 309 ff.). Um jedoch die ganze Bedeutung dieser Aussöhnung zu verstehen, ist ein kurzer Überblick über die Lage vor 1929 nötig: dann erkennt man, was für Italien auf dem Spiel stand und vor welchem Problem sich die Kirche befand.

Historischer Rückblick

Als in den Jahren 1869 und 1870 die Einheit Italiens geschaffen und die ganze Halbinsel samt Sizilien und Sardinien zu einem Nationalstaat im modernen Sinne zusammengefaßt wurde, ging auch Rom mit dem Kirchenstaat in der italienischen Einheit auf. Aus diesem Anlaß mußte das Vatikan Konzil, das eben die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubensfragen definiert hatte, ohne Abschluß abgebrochen werden, da die italienischen Truppen in Rom einmarschierten. Papst Pius IX. protestierte heftig gegen den Raub der „weltlichen Macht“ — des Kirchenstaats —, durch die das Papsttum bisher seine Unabhängigkeit gegenüber allen Mächtigen dieser Welt hatte behaupten können, und seine Nachfolger wiederholten diese Proteste: nicht als „gestürzte Könige“ (dagegen verwahrten sie sich energisch), sondern aus dem religiösen Grund der Bedrohung ihrer inneren Freiheit. Dieser Protest führte jedoch weiter dazu, daß die Päpste die Weisung ausgaben, im neuen italienischen Staat dürften Katholiken „weder wählen noch gewählt werden“. Und noch bis zu Pius X. — der diesen Brauch abschaffte — wurde der Papst beim Einzug in St. Peter mit dem Ruf begrüßt: „Es lebe der Papst, der König von Rom!“ Die Folge davon war, daß der neue italienische Staat einen ausgesprochen antiklerikalen und liberalen Charakter annahm, und noch heute sind in weiten Kreisen die antiklerikalen Affekte, die aus dieser Überlieferung stammen — wie wir anlässlich der Affäre von Prato gesehen haben —, nicht erloschen.

Pius X. und die „Römische Frage“

Für den jungen italienischen Staat war also diese Ausklammerung der bewußt katholischen Geister aus dem nationalen Leben als Folge der Feindschaft zwischen Kirche und Staat eine ernste Verstümmelung, deren Nachwirkungen das Land noch heute belasten. Andererseits sah sich die Kirche vor einer völlig neuen Situa-

tion, aus der sie zunächst keinen anderen Ausweg sah als den des Protestes gegen das Geschehene. Der Papst als Haupt der Weltkirche muß seine absolute Unabhängigkeit von weltlichen Mächten irgendwie garantiert sehen, und diese Garantie hatte seit vielen hundert Jahren ein, wenn auch kleiner, Territorialbesitz geliefert.

Die kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Briefe Pius' X. („Lettere di san Pio X“, a cura di Nello Vian, Gregoriana editrice, Padova) geben einen interessanten Einblick in die Art, wie sich die Frage diesem heiligen Papst in den Jahren 1904 bis 1914 stellte. Pius X. machte eine genaue Unterscheidung zwischen der „Römischen Frage“ und der Frage der „weltlichen Macht“ — wie Msgr. Francesco Olgiati in einem sehr interessanten Aufsatz „La questione Romana e San Pio X“ in „Vita e Pensiero“, der Zeitschrift der Katholischen Universität von Mailand (Februar 1959), dargelegt hat. Die „Römische Frage“ war für den Papst identisch mit der Frage der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche; die „weltliche Macht“ dagegen hatte nur seit Jahrhunderten dieser Freiheit und Unabhängigkeit als Garantie gedient. Pius X. konnte noch keine andere Möglichkeit sehen, wie diese Freiheit und Unabhängigkeit garantiert werden könnte. Was ihm als „Garantie“ von italienischer Seite angeboten wurde, schien ihm gänzlich unzureichend. „Gesetzt den Fall, ich würde auf dieses Mittel (des eigenen Territoriums) verzichten, das die Vorsehung so lange Jahrhunderte hindurch als Bollwerk der Kirche gewollt hat, was sonst könnte es ersetzen, um den gleichen notwendigen Zweck zu erreichen? Sie antworten mir: die ‚Garantien‘. Und von wem sind diese garantiert? Von einer Regierung, die jeden Monat wechselt und die Sklave einer Sekte [der Liberalen] ist. Von einem Parlament, in dem die extremen Parteien tagtäglich die Abschaffung aller Garantien verlangen, denn man bereitet ja nicht der weltlichen Macht den Krieg, sondern ganz offen der geistlichen, man möchte die Kirche selber zerstören . . .“ (Brief an Msgr. Bonomelli vom 14. 10. 1911). Pius X. glaubte nicht, daß die Teilnahme von Katholiken an diesem Parlament der Sache förderlich sein könnte; er erhielt darum das Verbot für die Katholiken aufrecht, „nicht zu wählen und nicht gewählt zu werden“, ließ sich jedoch auf eine Taktik der Sondererlaubnisse von Fall zu Fall ein. Eine katholische Volkspartei konnte erst Don Sturzo 1919 gründen.

Trotz der Starrheit in diesem Punkt scheint es jedoch deutlich, daß Pius X. immer wieder darüber nachdachte, was für andere Garantien es in der heutigen Welt, in einer veränderten Gesellschaft, für die Freiheit der Kirche geben könne, und diese Frage ist mehrmals von seinen nächsten Vertrauensmännern öffentlich erörtert worden (vgl. Olgiati in „Vita e Pensiero“ a. a. O.). Eine solche Möglichkeit fand sich erst, als die Lateranverträge abgeschlossen wurden; aber Pius X. hatte — wie Msgr. Olgiati darlegt — doch bereits die unerläßliche gedankliche Vorarbeit geleistet, die Frage der Freiheit der Kirche von der Frage der Garantien dieser Freiheit genau zu scheiden und die Relativität und historische Gebundenheit der letzteren im Prinzip anzuerkennen, obwohl er noch keine neue Lösung sehen konnte.

Die Lateranverträge

Als die Versöhnung zwischen Italien und dem Heiligen Stuhl endlich 1929 zustande kam, waren die beiden Ver-

tragspartner Papst Pius XI. und Mussolini. Der Faschismus hatte mit dem liberalen Italien ebenso wie mit den kommunistischen Umtrieben nach dem ersten Weltkrieg aufgeräumt. Ihm konnte nur daran gelegen sein, die Kirche als Ordnungsmacht auf seiner Seite zu haben. Im übrigen hatte sich der Faschismus als Staatstotalitarismus auch bis zum Jahre 1929, obwohl bereits das Parlament abgeschafft worden war, noch nicht allzu deutlich enthüllt. Was jedoch die Lateranverträge dieser besonderen historischen Konstellation enthebt, ist der Umstand, daß das neue Italien nach dem zweiten Weltkrieg sie unverändert in die neue Verfassung übernehmen konnte, weil ihr Inhalt von der überwundenen Staatsform unabhängig war. Beim 25jährigen Jubiläum der Lateranverträge im Jahre 1954 hat der jetzige Papst, Johannes XXIII., damals Patriarch von Venedig, eine Ansprache in San Marco vor den Verbänden der Katholischen Aktion (deren Wirken in Italien erst durch das Konkordat Pius' XI. möglich geworden ist) gehalten, in der er die Bedeutung der Lateranverträge (nach dem „Osservatore Romano“, 8. 2. 1959) folgendermaßen erklärt hat:

„Die Bedeutung der Lateranverträge liegt im wesentlichen darin, daß sie, während sie von seiten des Heiligen Stuhls den bedingungslosen Verzicht auf jeglichen Anspruch auf das weltliche Fürstentum von einst in sich schlossen, von seiten des italienischen Staates die Garantie dafür geben, daß die unveränderlichen Prinzipien des Glaubens an Gott, der religiösen und bürgerlichen Freiheit, des Unterrichts in der katholischen Lehre, der unauflöselichen Heiligkeit der Ehe und all das, was sonst noch in langen Jahrhunderten die feste Grundlage der bürgerlichen und sozialen Ordnung bildete, in Wort und Tat geachtet werden.“ Für den Papst bestand damit die neue Sicherung seiner Freiheit darin, daß der Vatikan nicht mehr von einem feindlichen Staat, sondern von einem katholischen Volk umschlossen war. „War das Opfer, das die Kirche mit dieser Reduktion zu äußerster Armut brachte, nicht groß?“, so hieß es in der Ansprache Roncallis weiter, „dieser Armut, dieser Magerkeit, die sie dem schmalen, zarten Leib des heiligen Franziskus ähnlich machte?“ Pius XI. sagte entschlossen: nein! Es ist gut, daß ihre materielle Seite dem Leib des hl. Franziskus gleicht: er ist gerade genug, um anzuzeigen, daß da eine Seele ist. Kardinal Roncalli, heute Papst Johannes XXIII., fügte hinzu: „Der Papst ist vielleicht nie im Laufe der Kirchengeschichte so arm gewesen wie in diesen 25 Jahren, und nie ist ihm die Vorsehung so sehr zu Hilfe gekommen, so daß er seine Liebestätigkeit in ganz unerwartet weitem Ausmaß zur Erleichterung und Hilfe im Elend der Menschen durchführen kann . . .“ Wir wissen zudem heute, daß das Ansehen des Papsttums in der Welt nie so groß gewesen ist, als seitdem es endgültig auf jede weltliche Position verzichtet hat.

Das „Geheimdokument“ Pius' XI.

Pius XI. ist am 10. Jahrestag des Abschlusses der Lateranverträge, am 11. Februar 1939, mitten in den Vorbereitungen dieses Gedenktages einem Herzschlag erlegen. Er hatte erleben müssen, wie der „Mann der Vorsehung“, als der ihm Mussolini zehn Jahre vorher erschienen war, Italien mehr und mehr aller Freiheiten beraubte. Die Vorzeichen der Katastrophe des zweiten Weltkrieges waren schon zu sehen, und Mussolini hatte durch die Besetzung Albaniens und durch den Abessinischen Krieg

das Seine dazu beigetragen, die Geschichte auf den Weg der Gewalt zu drängen. Als man den Papst am Morgen des 11. Februar mit der Feder in der Hand tot über dem Manuskript fand, das er am Tage der Versammlung aller Bischöfe Italiens, die er nach Rom zusammengerufen hatte, vorlesen wollte, wurde dieses Manuskript zu den Akten des verstorbenen Papstes gelegt, wie es dem Brauch entspricht, der will, daß alle Aktivitäten eines Papstes mit seinem Tode aufhören, und es ist auch seither nie veröffentlicht worden. Dieses Stillschweigen hat allerlei Vermutungen das Tor geöffnet, man glaubte vor allem, das Manuskript habe eine scharfe Verurteilung des Faschismus enthalten. Papst Johannes XXIII. hat es jetzt zur Feier des 30. Jahrestages der Unterzeichnung der Verträge und zum 20. Todestage Pius' XI. bekanntgegeben, soweit es vorliegt: es beschäftigt sich vor allem mit rein pastoralen Anliegen, insbesondere mit der Ordnung und Leitung der Priesterseminare in Italien, dann mit den Hirtenworten der Bischöfe. Nur hier bricht kurz die Bitterkeit des „Papstes der Versöhnung“ über den Geist hervor, der sich seither in Italien ausgebreitet hat. „Ihr wißt, geliebte und ehrwürdige Brüder“, heißt es in dem Entwurf Pius' XI., „wie das Wort des Papstes oft behandelt wird. Man beschäftigt sich, und nicht nur in Italien, mit Unsern Ansprachen meist nur, um den Sinn Unsrer Worte zu verdrehen oder auch frei zu erfinden und Uns geradezu unglaubliche Dummheiten und Absurditäten in den Mund zu legen. Es gibt eine Presse, die alles gegen Uns und Unsere Angelegenheiten sagen kann, auch indem sie die nahe und ferne Geschichte der Kirche falsch und widersinnig interpretiert, ja selbst hartnäckig alle Verfolgung in Deutschland leugnet, und diese Leugnung wird mit dem falschen und verleumderischen Vorwurf politischer Handlungen verbunden, so wie die Neronische Verfolgung mit der Anklage des Brands von Rom verbunden wurde . . . und Unsere eigene Presse kann nicht einmal protestieren.“ Den Bischöfen wird es nicht besser ergehen, auch sie werden angegriffen werden. Manche der Angreifenden haben die Entschuldigung der Unwissenheit, doch schlimmer ist es, wenn sie glauben, sie wüßten alles, und doch in Wahrheit nichts wissen vom Leben und der Organisation der Kirche.

An dieser Stelle wollte der Papst offenbar auf die Lateranverträge zurückkommen; doch hat er seine Gedanken nicht mehr ausführen können. Das Manuskript enthält nur noch eine große Gebetsanrufung, mit der die Ansprache an die italienischen Bischöfe offenbar abgeschlossen werden sollte. Dieses Manuskript enthielt also nicht, wie man lange vermutet hatte, eine explizite Verurteilung des Faschismus, aber es fehlt ihm dennoch nicht an strengen und bitteren Worten über die Lage in Italien und in Deutschland. (Die hier mitgeteilten Bruchstücke aus dem letzten Manuskript Pius' XI. wurden in einem Brief an die Bischöfe Italiens bekanntgemacht, der am 9./10. Februar im „Osservatore Romano“ publiziert worden ist.)

Der diesjährige Gedenktag

Zum diesjährigen dreißigsten Jubiläum der Lateranverträge schickte der italienische Staatspräsident, Gronchi, dem Heiligen Vater folgendes Telegramm:

„Italien nimmt einhellig an der Feier des dreißigjährigen Gedenktages der Lateranverträge teil in der gleichen Gesinnung, die die Gesetzgebende Versammlung mit großer

Mehrheit dazu bestimmte, sie in die neue Verfassung einzufügen. Dieser Entscheid und die Erfahrungen der letzten Jahre legen Zeugnis dafür ab, daß man sich bewußt ist, von welch grundlegender Wichtigkeit für eine gesunde demokratische Ordnung eine Zusammenarbeit ist, bei der die Beziehungen zwischen Staat und Kirche auf der Anerkennung des höchsten geistlichen Lehramts und zugleich auf der gegenseitigen Achtung vor den besonderen Verantwortlichkeiten beider Parteien beruhen.

Ich kann mich daher als Interpret der Gefühle des gesamten italienischen Volkes betrachten, wenn ich des geschichtlichen Ereignisses gedenke und Eure Heiligkeit bitte, zugleich mit meinen persönlichen Gefühlen kindlicher Ehrfurcht die aufrichtige Huldigung der ganzen Nation entgegenzunehmen.“

Papst Johannes hat darauf mit folgendem Telegramm geantwortet:

„Die Gefühle kindlicher Hochachtung und die Glückwünsche, die Eure Exzellenz Uns gegenüber anlässlich des dreißigjährigen Jubiläums der Versöhnung ausgedrückt hat, finden in Unserm Herzen ein Echo der Freude, und Wir erwidern sie mit glühenden Wünschen.

Indem Wir einen Dankgesang zum Geber aller Güter für die Wohltaten erheben, die er der heiligen Kirche und Italien durch die Lateranverträge gewährt hat, wünschen Wir, daß sie auch weiterhin getreu befolgt werden mögen und dem italienischen Volk auf der Spur seiner glorreichen Überlieferungen, seines ererbten Glaubens und der hohen religiösen und sittlichen Werte, die das feste Fundament und die sichere Quelle rechter Ordnung und wahren bürgerlichen und sozialen Fortschritts sind, reiche Früchte an christlicher Wohlfahrt, Ruhe und Frieden tragen.

Als Unterpfand göttlichen Beistandes und als Siegel unerschütterlichen Vertrauens erteilen Wir der gesamten geliebten italienischen Nation und ihrem Präsidenten von Herzen den gnadenbringenden und stärkenden Apostolischen Segen.“

Ähnliche Telegramme wurden auch zwischen dem Kardinalstaatssekretär Tardini und dem noch amtierenden italienischen Ministerpräsidenten Amintore Fanfani ausgetauscht.

Um 12 Uhr mittags an diesem Tag erschien Papst Johannes auf dem Balkon seines Arbeitszimmers über dem Petersplatz, um, wie schon öfter, gemeinsam mit dem Volk den „Engel des Herrn“ zu beten. Er gedachte dabei des Hundertjährestages der Erscheinungen von Lourdes, der aber, weil der Tag zugleich Aschermittwoch war, erst später feierlich begangen werden könne. Die Mahnung der Jungfrau von Lourdes: „Buße, Buße, Buße!“ dagegen sei der richtige Auftakt zur Fastenzeit. Danach kam Papst Johannes auch auf die Lateranverträge zu sprechen. „Heute ist“, so sagte er, „für die Kinder Italiens ein sehr feierlicher Tag, der dreißigste Gedenktag der Lateranverträge. Und Wir möchten gerade heute die letzten Anrufungen Papst Pius' XI. wiederholen, die er ein paar Stunden vor seinem Tode niedergeschrieben hat: ‚Freuet Euch, Ihr Apostelfürsten, an diesem denkwürdigen Tag, der daran erinnert, daß Gott Italien und Italien Gott wiedergegeben wurde, wunderbares Vorzeichen einer lichtereren Zukunft. Verkündet das Ausharren dieses Italiens in dem Glauben, den Ihr gepredigt und mit Eurem Blut besiegelt habt. Verkündet die Blüte, die Ehre,

vor allem die Ehre eines Volkes, das sich seiner Würde und seiner menschlichen und christlichen Verantwortung bewußt ist. Verkündet Ordnung, Ruhe, Friede, Friede dieser ganzen Welt, die, obwohl sie vom mörderischen und selbstmörderischen Wahn der Rüstungen befallen ist, doch um jeden Preis den Frieden will und ihn mit Uns zusammen vom Gott des Friedens erfleht und darauf vertraut, ihn zu erhalten.“ Danach betete der Papst den „Engel des Herrn“ und erteilte einer großen Menschenmenge den Segen.

Ganz besonders wurde das Gedächtnis der Lateranverträge auch von der italienischen Katholischen Aktion gefeiert, deren Wirken durch sie überhaupt erst ermöglicht worden ist.

In einem zusammenfassenden Artikel nach dem Gedenktag schrieb der „Osservatore Romano“ am 15.2.1959, es sei gut, noch einmal auf dieses Jubiläum zurückzukommen, „besonders nach dem, was... geschrieben worden ist, ohne dem Geist der Lateranverträge völlig gerecht zu werden“, den man erst durch die Enthüllungen Papst Johannes' XXIII. habe ganz erkennen können. „Wir sprechen nicht von der sektiererischen Presse, die sich die Gelegenheit nicht hat entgehen lassen, ihre antiklerikalen Attacken zu erneuern, und die sich bis zu wirklichen Beleidigungen der Person und der Tat Pius' XI. hat hinreißen lassen. Diese erledigen sich von selbst, wie im bürgerlichen Leben, so auch in echten Diskussionen. Um so mehr, als die große Mehrheit der Zeitungen in einem Geist der Hochachtung und des historischen Bewußtseins von der auch politischen Wichtigkeit des Werks des Versöhnungspapstes geschrieben hat. Natürlich hat der offen oder verborgen laizistische Gesichtspunkt, unter dem das Gedächtnis gefeiert wurde, auch diesmal wieder die Kirche, die katholische Religion, für die die Kirche Glaubensartikel ist, als einen in den Organismus des Staates eingeschlossenen Fremdkörper betrachtet, gegen den sich dieser auf jeden Fall vorsehen muß. Und das entspricht weder der Wirklichkeit noch der Auffassung des modernen demokratischen Staates selber.“

Aber in Wahrheit ist der Frieden zwischen Staat und Kirche in Italien nicht von den Antiklerikalen und Liberalen alter Prägung bedroht, die dem Papsttum vor nunmehr fast neunzig Jahren den Kirchenstaat abgenommen haben und mit denen die Päpste sich so lange nicht ausöhnen konnten. Auch in diesen Kreisen sind heute die Besten froh, daß zwischen Kirche und Staat Friede herrscht, und es würde schon viel dazu gehören, daß sie diesen aufs Spiel setzten. Anders allerdings steht es bei den marxistisch denkenden Linksparteien. Eine Revolution von links in Italien würde höchstwahrscheinlich die Lateranverträge hinwegfegen. Sie würde das Haupt der katholischen Kirche, den Papst, vor noch nie dagewesene Probleme stellen.

Ein kirchlicher Rundfunksender in Spanien

In Sevilla, der viertgrößten Stadt Spaniens, wurde in vierjährigen Bemühungen ein kirchlicher Rundfunksender aufgebaut. „Radio Leben“ (Radio Vida) strahlt mit einer Leistung von 0,4 kW über Mittelwelle mit 197 Meter aus, und zwar werktags von 15 bis 17 und 20.30 bis 23.30 Uhr (das sind in Spanien die Hauptsendezeiten), an Sonn- und Feiertagen ganztägig. Das Programm ist modern und vielseitig (keineswegs nur religiös), es umfaßt alle Arten von Wort- und Musiksendun-

gen. Der Sender entstand unter der Initiative und dem Protektorat des damaligen Erzbischof-Koadjutors und jetzigen Kardinals J. M. Bueno Monreal.

Da das spanische Rundfunkwesen ohnehin sehr stark dezentralisiert ist (1952 gab es 86 voneinander mehr oder weniger unabhängige Sender), darf „Radio Vida“ im Gebiet von Sevilla als ein vollwertiger Sender gelten. Wie die hervorragende katholische Wochenzeitschrift „Vida Nueva“ (Madrid/Barcelona, 21. 2. 1952) mitteilt, handelt es sich nur um das erste Glied einer Kette, die sich über ganz Spanien erstrecken soll. Die spanische Kirche scheint sich in immer mehr Bereichen vom „katholischen Staat“ frei machen zu wollen.

Der spanische „Flaschenpfarrer“ Bei aller Fremdartigkeit und Unvollkommenheit sorgt der spanische Katholizismus immer wieder für reizvolle, originelle und menschlich erfreuliche Episoden (vgl. zuletzt 12. Jhg., S. 164f.). Neuerdings macht in ganz Spanien ein „Flaschenpfarrer“ (Padre Botella) von sich reden: Don Joaquín Sancho, der Pfarrer der Proletariergemeinde Cantabria in der Vorstadt Valencias. Vor zwei Jahren begann er damit, daß er leere Flaschen sammelte, um mit dem Erlös ein Heim für hundert Kinder zu bauen. In Spanien zündet eine solche spontane Idee; sie verlangte geradezu nach Ausdehnung über das ganze Land. So startete Pfarrer Sancho seinen „Flaschenfeldzug für den Wohnungsbau“. Er zieht durch die Städte und bettelt um leere Flaschen. Überall bieten sich ihm Helfer und kostenlose Lastautos an. Im Februar 1959 besuchte er Madrid, wobei die Jurastudenten der Universität — mit ihrer Musikkapelle an der Spitze — die Sammlerdienste in den Straßen übernahmen. Als Minimalziel nannte Pfarrer Sancho zwei Millionen Flaschen. Das durchschnittliche Ergebnis lag bei 15 000 täglich; aber am 15. Februar, als er vor dem Fußballstadion bei der Begegnung zwischen Real Madrid und CF Barcelona sammelte, kam er auf 20 000.

Die leeren Flaschen bringen noch einen ganz guten Erlös (bis zu 25 Pfennige bei Champagner- und Kognakflaschen). Es sind auch einige alte und seltene Stücke darunter, die aussortiert werden und als Trophäen später die Wohnungen schmücken sollen, die Pfarrer Sancho vom Erlös schon in Kürze für die Ärmsten Madrids bauen wird.

Eine solche Kampagne ergibt mehr als nur den Materialwert leerer Flaschen. Abgesehen von zusätzlichen Spenden, bringt sie vor allem die öffentliche Meinung in Bewegung. Architekten, Bauleute und Handwerker haben sich angeboten, kostenlos zu arbeiten. Das größte Problem für den „Flaschenpfarrer“ — bei der Siedlungsdichte Spaniens klingt das zunächst merkwürdig, ist aber in der „naturwidrigsten Hauptstadt der Welt“ nicht verwunderlich — sind Bauplätze.

Der I. Spanische Familienkongreß An den I. Nationalkongreß der Spanischen Familie, der vom 17. bis 21. Februar 1959 in Madrid abgehalten wurde, richtete Papst Johannes XXIII. ein Handschreiben, in dem es heißt: „Gott hat in das Herz des Menschen vor allem eine dreifache Liebe gelegt, die sich aus sich selbst nährt und durch Ihn geadelt wird: die Gattenliebe, die Elternliebe, die Kindesliebe. Wollte man ihm diese Gefühle herausreißen oder lähmen, so wäre das die Entweihung von

etwas Heiligem und würde Land und Menschheit verhängnisvoll ruinieren. Die Familie ist von Gott als Lebenszelle der Gesellschaft eingesetzt; deshalb sind ihre Würde, ihre Rechte und Pflichten so alt wie die Welt und sind die Grundlage des sozialen Wohlbefindens. Jesus Christus hat die Ehe mit Würde ausgestattet und sie unter den Getauften zur Höhe eines Sakramentes erhoben. Er wollte das familiäre Leben auch durch sein eigenes Beispiel heiligen, indem er Glied einer Familie wurde, in der die schönsten Tugenden gelebt wurden.

Was immer man tun kann: um die Familie wieder zu ihrem echten Wesen zurückzuführen; um ihr in ihren materiellen Bedürfnissen zu helfen und ihr die Güter und Dienste zu leisten, die die Gesellschaft ihr zur Erfüllung ihrer Mission schuldet; um in ihr den christlichen Sinn zu wecken, der in der spanischen Geschichte eine so großartige Tradition hat, der gewiß den Umständen des heutigen Lebens angepaßt werden muß, aber ohne die Grundsätze in ihrem Kern und ihrer Gültigkeit anzutasten — dies alles kann nur als ein verdienstvolles Werk für die katholische Sache gewertet werden, als ein Werk, das Unserer Billigung und Unseres Lobes würdig ist. Darum wünschen Wir wahrlich, daß sich jedes Heim in Nachahmung der Familie von Nazareth in ein Gotteshaus der Frömmigkeit und in eine Schule der Tugend verwandle. Möge dieser Kongreß eine solche wohltätige Wirkung entfalten und dazu beitragen, daß die spanische Familie ihre erhebende christliche Atmosphäre bewahre und ihr Einfluß das ganze soziale Geflecht in diesem geliebten Land, ja in der Gemeinschaft der Völker erreiche!

Die Erinnerungen an Unsere Reisen in Spanien sind in Unserem Geist allezeit wach. Einen überaus angenehmen Eindruck machten Uns dabei Ihre blühenden Familien mit ihren Scharen von Kindern, in deren Augen Wir jenen Strahl schlichter Aufrichtigkeit und unschuldiger Heiterkeit glänzen sahen, der Unser Herz gewann. Sehr gerne schreiben Wir die herzlichsten Wünsche für Ihre Zusammenkunft nieder und senden bereitwilligst den Organisatoren und Teilnehmern des I. Nationalkongresses der Familie Unseren väterlichen Apostolischen Segen.“

Forderungen des Kongresses

Der Familienkongreß ist von der spanischen Falange organisiert worden (die in den letzten Jahren unter der Bezeichnung „Movimiento Nacional“ auf eine breitere und weitgehend entideologisierte Basis gestellt wurde); Regionalkongresse und Gründungen auf der lokalen und provinziellen Ebene waren vorausgegangen und hatten ihre Delegierten nach Madrid entsandt. Der Nationalkongreß stand unter dem Patronat des Staatschefs, der auf der Eröffnungssitzung sprach; unter den mehr als 600 Teilnehmern war fast die gesamte Prominenz des staatlichen Lebens zu sehen. Die Regierungen der Bundesrepublik und Belgiens und die Katholische Aktion Italiens, der Schweiz, Frankreichs und Portugals hatten Beobachter entsandt. Im Präsidium wirkten mit der Kardinal-Erzbischof von Tarragona, der Apostolische Nuntius und der Bischof-Patriarch von Madrid. Die Arbeitsgruppe über „Familie und öffentliche Sittlichkeit“ wurde vom Bischof von Solsona und Sekretär der Bischofskonferenz (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 311) geleitet, die übrigen drei von hohen Staatsbeamten.

Als Körperschaft des öffentlichen Rechts wurde der „Nationalverband der Familienvereinigungen“ (Federación

Nacional de Asociaciones Familiares) gegründet. Die Entschließungen des Kongresses fordern u. a. eine angemessene Beteiligung dieses Verbandes und seiner Gliedvereinigungen in den Cortes (Parlament), im Kronrat (Consejo del Reino), im Nationalen Wirtschaftsrat, im Nationalen Erziehungsrat und in allen Gremien und bei allen Fragen, die die Familie betreffen; weiter finanzielle Vergünstigungen; eine höhere Bewertung und Dotierung der Volksschullehrer; die Verlängerung des Schulalters von zwölf auf vierzehn Jahre; eine durchgreifende Unterdrückung aller Empfängnisverhütungsmittel, der geheimen Prostitution und aller pornographischen Schriften; Maßnahmen gegen Landflucht und Verstädterung; die Schaffung familiengerechter Wohnungen und die Schaffung der wirtschaftlichen Bedingungen, damit keine Frau einer Arbeit außer Haus nachgehen muß.

Der spanische Staat und die Familie

„Die Institution der Familie — bedeutsam genug in jeder Nation — hat in Spanien den Charakter eines Ecksteins und eines unantastbaren Zufluchtsortes. Die Geschichte zeigt uns, wie sie als solche in den Augenblicken der höchsten Gefahr für die Gemeinschaft der Nation zu Ruhm gelangte“ (ABC, 19. 2. 1959). Es ist bekannt, daß der spanische Staat — gemessen an seinen Möglichkeiten — für die Familie sehr viel tut und daß sich diese Förderung deutlich auswirkt (vgl. zuletzt ds. Jhg., S. 79 f.). Im Jahr 1957 wurden an Kindergeldern und Familienbeihilfen 1779 Millionen Peseten ausgezahlt, das waren damals rund 170 Millionen DM.

In Spanien werden jährlich 204 Geldpreise an die kinderreichsten Mütter verliehen, davon die ersten vier von Franco selber. 1957 erhielten je 5000 Peseten zwei Familien mit 21 und 17 Kindern, 1958 waren es zwei einfache Familien mit 21 und 19 Kindern. Das „Echo der Zeit“ (6. 4. 1958) schrieb dazu: „In Deutschland können derartige Kinderzahlen nur ein verständnisloses Kopfschütteln, wenn nicht gar eine Gänsehaut hervorrufen. Kinder sind nicht modern, und vollends ein Familienministerium ist eine allgemeine Zielscheibe von Verachtung, Angriff oder Spott. Wer so ungeschickt ist, mehrere oder gar viele Kinder in die Welt zu setzen, der wird nicht nur über die Schulter angesehen: er ist auch nach unserer ganzen Wirtschafts- und Sozialstruktur gezwungen, sozial eine Klasse abzusteigen . . . Preise am Josefs-tag sind ein Ausdruck von Patriarchalismus, der sich nicht auf Deutschland übertragen läßt. Aber: In Deutschland ist Kinderreichtum unter Strafe gestellt. Ein umfassender Familienlastenausgleich ist Voraussetzung einer Neuordnung der sozialen Sicherung.“

Programm der Sozialen Woche Frankreichs 1959

Die diesjährige Soziale Woche Frankreichs wird vom 11. bis 16. Juli in Angers stattfinden. Ihr Thema lautet:

„Der Aufstieg der Völker in der menschlichen Gemeinschaft.“ Das Programm umfaßt folgende Vorträge:

1. Charles Flory: Die heutige soziale Frage: die Ungleichheit der Entwicklung.
2. Georges Balandier: Unterentwicklung: Mythos oder erschreckende Wirklichkeit?
3. Alain Barrère: Geopolitik der Unterentwicklung.
4. René Rémond: Das Erwachen der Völker und die „Dritte Welt“.

5. Joseph Folliet: Das Kolonialzeitalter.
6. Jacques Oudiette: Die internationale Hilfe für die Entwicklungsländer.
7. Pierre Abelin: Die Verführung der marxistischen Erfahrung.
8. R. P. de Soras SJ: Die christliche Auffassung von der Entwicklung.
9. R. P. Lebrét OP: Die Berufung der Völker zur Entwicklung.
10. R. P. Houang: Verantwortung der Völker gegenüber sich selbst und gegenüber der Weltgemeinschaft.
11. André Piettre: Aufstieg der Völker und Rettung der Welt.
12. François Perroux: Die internationale Wirtschaftssolidarität.
13. Gilbert Pongault: Die menschlichen Ziele einer Entwicklungspolitik.
14. Louis P. Aujoulat: Kultureller Aufstieg und Kaderbildung.
15. Maurice Bye: Die wirtschaftlichen Optionen der Entwicklungsländer.
16. Louis Estrangin: Der Hunger in der Welt und die Zukunft der agrarischen Volkswirtschaften.
17. Robert Delavignette: Die durch die Entwicklung bedingten politischen und sozialen Umwandlungen.
18. Pierre-Henri Teitgen: Die Mitwirkung Frankreichs beim Aufstieg der Völker.

Aus der totalitären Welt

Die Kirche in der Tschechoslowakei Seit unserem letzten Bericht über die Lage der Kirche in der Tschechoslowakei (vgl. Herder-Korrespondenz 12. Jhg., S. 374) hat die kommunistische Durchdringung des Landes Fortschritte gemacht. Auf dem 11. Parteikongreß im Juni 1958 wurden als Nahziele der Parteiarbeit die „Vollendung des sozialistischen Aufbaus“, die Beseitigung der „Überreste des Klassenfeindes aus dem öffentlichen Leben“ und die „Vollendung der kulturellen Revolution“ im Geiste des Marxismus-Leninismus proklamiert. Auf allen drei Gebieten sind den Proklamationen Taten gefolgt, die vielen Menschen traurige, ja erschütternde Schicksale bereitet haben.

Sozialisierung

Die Vollendung des sozialistischen Aufbaus vollzieht sich in der rigorosen Sozialisierung der Landwirtschaft. Annähernd 75 % des nutzbaren Bodens werden in der Form von Kolchosen bearbeitet. In zwei bis drei Jahren sollen auch die übrigen Bauernhöfe mit Ausnahme abgelegener Bergbauerngrundstücke enteignet sein. Daß die Getreideernte auf 63 % der Vorkriegserzeugung zurückgegangen ist, bestätigt die Erfahrungen, die Ungarn, Polen und Jugoslawien das Experiment abbrechen oder doch verlangsamen ließen. In der Tschechoslowakei dagegen wird die Landwirtschaft, wie es scheint, der Ideologie untergeordnet. Die industrielle Produktion, vor allem die Erzeugung in der Schwerindustrie, ist gegenüber der Vorkriegszeit mindestens um das Zweieinhalbfache gestiegen. Wenn auch die Herstellung von Konsumgütern, namentlich des gehobenen Bedarfs, mit der von Produktionsgütern nicht Schritt hält, erfreut sich die Bevölkerung der

Tschechoslowakei dennoch des höchsten Lebensstandards unter allen Satellitenländern. Da die Möglichkeit zum Vergleich mit dem Westen nicht besteht, ist man damit relativ zufrieden. Nicht ebenso mit den zentralistischen und diktatorischen Methoden der Arbeitsorganisation, die die Leistungsnormen und den Lohnanteil betreffen. Wenn nach einer im vergangenen Sommer angeordneten Neuerung des Lohnsystems die Löhne in einem Betrieb um 2% erhöht werden dürfen, sofern die Produktivität um 10% gestiegen ist, zeigt das, wie unbefriedigend die Arbeiter selbst in diesem industriell entwickelten Lande am Erfolg beteiligt werden. Von einer Mitbestimmung oder gar Selbstverwaltung in den Betrieben ist keine Rede. Was unter diesem Namen läuft, das ist in Wirklichkeit die Parteikontrolle, genau umgekehrt, wie „Rudé Právo“ es darstellte: „Alle Werktätigen bei uns wissen, daß sich die Möglichkeiten der Mitentscheidung in Fragen der Wirtschaftsleitung ständig erweitern und vertiefen. Das Recht der Kontrolle, das die Parteiorganisationen ausüben, wird unter breitester Teilnahme der Werktätigen angewendet.“

Klassenkampf

Was mit der Beseitigung der „Überreste des Klassenfeindes“ gemeint ist, erläuterte das Prager Parteiblatt kurz nach dem 11. Parteikongreß folgendermaßen: „Die Kapitalisten hatten bisher einen bestimmten Einfluß, sie haben Beziehungen und Erfahrungen in verschiedenen Machinationen. Einen ernsten Schlag fügte ihren Positionen die diesjährige Überprüfung des Staats- und Wirtschaftsapparates zu. Sie können aber auch weiter durch ihren ideologischen Einfluß wirken, indem sie an Überbleibsel bei unseren Werktätigen und an die Hilfe aus dem Ausland anknüpfen. Wenn wir daher die sozialistische Umgestaltung unserer Klassen vollenden, ist es notwendig, die Bourgeoisie nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet zu liquidieren, sondern sie auch der organisatorisch-politischen Positionen zu berauben, um den Kampf für die völlige Ausrottung der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Ideologie bei den Werktätigen und nach und nach auch bei den Kapitalisten zu Ende zu führen. Die Politik unserer Partei sieht bei der Liquidierung der Bourgeoisie als Klasse auch die Möglichkeit der Umerziehung eines Teils der Kapitalisten vor. Das beste Milieu und die beste Bedingung für die Umerziehung der Kapitalisten ist die physische Arbeit, die Einreihung der Kapitalisten in die Produktion.“

Diese Einreihung hat sich inzwischen in der Form von Massenentlassungen ehemaliger Angehöriger des Bürgertums aus dem staatlichen und wirtschaftlichen Verwaltungsdienst vollzogen, von denen Hunderttausende betroffen wurden. Über deren Sinn äußerte Ministerpräsident Siroky: „Unser Staatsapparat kann nur mit vollkommen verlässlichen Leuten seine große Mission erfüllen. Berufliche Fähigkeiten sind erst in zweiter Linie entscheidend.“ Die Entlassenen mußten, um weiterhin existieren zu können, ein Unterkommen als Hilfsarbeiter im Bergbau und in der Industrie, im Baugewerbe und in der Landwirtschaft suchen, und das nicht einmal nach freier Wahl, sondern im Rahmen des vorgeschriebenen „Schwerpunkteinsatzes“. Auch insofern waren „die beruflichen Fähigkeiten erst in zweiter Linie entscheidend“. Selbstverständlich dient auch die Kollektivierung der Landwirtschaft der Proletarisierung der Bauern.

Vollendung der kulturellen Revolution

Das dritte der auf dem Parteikongreß verkündigten Ziele, die Vollendung der kulturellen Revolution, trifft unmittelbar die Kirche und die Gläubigen. Seit diesem Kongreß hat die Propaganda für den Atheismus neuen Auftrieb bekommen, deren erklärtes Ziel in der langsamen, aber konsequenten Liquidierung der Kirchen besteht. Wie die Kommunisten sich das vorstellen, darüber schrieb „Obrana Lidu“, das Organ des Verteidigungsministeriums, folgende bemerkenswerte Sätze: „Es könnte den Anschein erwecken, daß im Verhältnis unseres Staates zur Religion Gegensätze bestehen, die sich gegenseitig ausschließen. Auf der einen Seite herrscht Freiheit des Glaubens, auf der anderen das Interesse des Staates, die religiösen Überbleibsel auszurotten. Solche Gegensätze sind jedoch nur scheinbare. Die aktiven Anstrengungen des Staates für eine Umerziehung unseres Volkes bedeuten keine Einschränkung der religiösen Freiheit unserer Bürger. Der volksdemokratische Staat verwehrt niemandem sein Bekenntnis, aber er hat und muß auch ein Interesse haben an der Verbreitung der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die gegenwärtig Mittel des Kampfes gegen Vorurteile und Aberglauben sind. Das ist die Form der wissenschaftlichen atheistischen Propaganda, die durch den Staat geführt wird.“ Deutlicher kann nicht mehr gesagt werden, was man unter Koexistenz zu verstehen hat, jedenfalls nicht für den, der sich darüber klar ist, was in der kommunistischen Sprache unter einer vom Staat geleiteten Umerziehung des Volkes zu verstehen ist.

Dafür ein Beispiel: Vor kurzem wurde die Leitung der kommunistischen Jugendorganisation beauftragt, die Lehrer und Schüler hinsichtlich ihrer Einstellung zur Religion zu überprüfen. Dazu lieferte die Lehrerzeitung „Ucitelske Noviny“ folgende Begleitmusik: „Warum fordern wir gerade von den Lehrern so nachdrücklich, daß sie sich schleunigst von ihren unsozialistischen Vorstellungen befreien und daß sie sich die Ideologie des Marxismus-Leninismus aneignen? Wir antworten: Weil sie Lehrer und Erzieher sind. Die ehrenhaften Lehrer kommen nicht überein mit denen, die mit ihrer religiösen Fracht ihre Umgebung vergiften und die Arbeit der anderen stören. Bei uns wird die Erziehung im Geist des Marxismus-Leninismus gewährleistet. Niemand will das Gewissen des Nächsten verletzen. Mit vollem Recht fordern aber alle ehrenhaften Lehrer, daß ein Kollege, der sich noch nicht von seinen religiösen Vorurteilen befreit hat, eine andere Beschäftigung sucht, die nicht in so starkem Gegensatz zu seinem Gewissen steht. Man muß unbedingt verlangen, daß ein Lehrer die Theorie der neuen kommunistischen Moral nicht nur vertritt, sondern auch danach lebt.“ In diesem Sinne wird seit Jahresanfang in Westböhmen und zahlreichen Bezirken Mährens auf die Lehrer ein Druck zum formellen Austritt aus der Kirche ausgeübt. So sieht die Gewährung der Gewissensfreiheit in der Praxis aus!

Wie die eben zitierte Zeitung weiter ausführt, ist diese Forderung eine gerade Konsequenz aus dem Programm des 11. Parteikongresses vom 18. Juni 1958, dessen fünfter Punkt die Vollendung der kulturellen Revolution zu dem Zweck fordert, „daß die politische Einigkeit des Volkes im Geist des Marxismus-Leninismus endgültig vertieft werde“. Die religiöse Moral stelle ihrem Wesen nach ein Hindernis für das Wiederaufbauwerk dar, ja

sie sei Ausdruck einer feindseligen Einstellung gegen dieses.

Die atheistische Propagandawelle beschränkt sich jedoch nicht auf die Schule; sie halt in der gesamten Publizistik und Parteitätigkeit wider. Sie bedient sich neuerdings auch des von Goebbels her bekannten Mittels der persönlichen Diffamierung der Priester und des geistlichen Standes, als wolle man den Eindruck erwecken, daß die christliche Moral zwar dem Volk gepredigt werde, die Geistlichen sich aber davon ausnehmen. Zu diesem Zweck sind in der Slowakei neuerdings auch Prozesse durchgeführt worden, die Gewalttaten aus der letzten Phase der Regierung Tisos zum Gegenstand haben.

Die Wirkung der atheistischen Propaganda

Die Energie, mit der die Kommunisten ihre atheistische Propaganda betreiben, könnte den Eindruck erwecken, daß sie bisher auf diesem Gebiet nicht viel erreicht haben. Das wäre aber wohl eine zu optimistische Annahme. Nach authentischen Berichten aus dem Lande, die im vergangenen Sommer der Wiener „Furche“ zugehen (vgl. Nr. 27 vom 5. Juli 1958), beträgt die Teilnahme der Katholiken am kirchlichen Leben „in manchen Bezirken der Städte“ bis zu 35 oder 40%, während sie auf dem Lande wesentlich schwächer ist. „Die Teilnahme des Volkes an den Gottesdiensten und der Sakramentenempfang sind teilweise sehr stark zurückgegangen.“ Für das Gebiet der Slowakei gilt das natürlich in geringerem Maß als für Böhmen und Mähren. Auch in einem neuen, sehr sorgfältig ausgewogenen Reisebericht der „Neuen Zürcher Zeitung“ (4. Februar 1959) ist derselbe Eindruck wiedergegeben. „In der Tschechoslowakei hat ein negativer Ausleseprozeß der Gemeindeglieder stattgefunden. Alle diejenigen, die sich nicht immer wieder zum Christentum und seinen Kirchen bekennen, scheiden allmählich aus der Gemeinschaft aus. Die Gemeinden, die wir aufsuchten, boten deswegen den Eindruck eines lebendigen kirchlichen Lebens. Jedenfalls hat sich in allen Kirchen ein in sich geschlossener und gesunder Kern herausgebildet, der — wie uns ein Pfarrer erklärte — nicht in negativer Opposition zum Staate verharren, sondern durch das Zeugnis eines bewußt christlichen Bekenntnisses innerhalb der kommunistischen Gesellschaft beispielhaft wirken möchte. Gerade das aber kann — zum mindesten auf die Dauer — keine kommunistische Regierung zulassen.“ Deshalb die Intensivierung der atheistischen Propaganda. Sie geht darauf aus, auch diese Kerne der Gemeinden zu sprengen. Wenn man es riskiert, auf Grund der verschiedenen vorliegenden Nachrichten und Eindrücke ein Urteil abzugeben, müßte es wohl dahin lauten, daß die Propaganda gegen die Religion zwar manchen schwachen Glauben erschüttert und ruiniert hat, ohne jedoch die in ihrem Glauben Erschütterten für die kommunistische Idee gewinnen zu können.

Als einen Beweis für diese Vermutung kann man unter anderem die vielen Klagen der kommunistischen Publizistik anführen, die sich darüber beschwerten, daß die Intellektuellen, die gehobenen Industriearbeiter, besonders aber die Jugendlichen ihre Mitgliedschaft in den kommunistischen Verbänden häufig rein opportunistisch auffassen und praktizieren. Sie erfüllen wohl die formalen Bedingungen, zu denen eben unter Umständen auch der Austritt aus der Kirche gehört, sind aber weit entfernt von einer kommunistischen Überzeugung. Sie wagen

keinen Aufstand, hoffen aber im stillen darauf, daß das System sich totläuft. Im kommunistischen Jugendverband (Československý Svaz Mládeže) waren im Jahre 1957 von 9700 Funktionären nur 1240 Parteigenossen. Dieser Interesselosigkeit entspricht das Ergebnis einer Umfrage des Parteiblattes von Mährisch-Ostau, „Nova Svoboda“, das in den „Neuen Zürcher Nachrichten“ (14. 7. 1958) wiedergegeben wurde. Unter den Lebenszielen und Hoffnungen, die dort ausgesprochen wurden, beziehen sich mehr auf private Dinge, als man es in einem kommunistischen Lande für publikationsfähig halten möchte. Aus solchen gelegentlichen Versehen der Zensur erfährt man, daß die Menschen der Tschechoslowakei durch die zehnjährige fanatische Umschulung im Grunde ihrer Natur nicht geändert worden sind. „Für ein großes Ideal taue ich nicht“, schreibt einer sehr charakteristisch. Der Kommunismus der Tschechei hat das offensichtlich gemacht, aber nicht geändert. An der christlichen Substanz des slowakischen Volkes hat er noch weniger ausgerichtet.

Wie denken die Tschechoslowaken?

Die Mentalität der Völker dieses Landes gibt den Beobachtern ein Rätsel auf. Sie halten treuer zu Moskau als ihre polnischen und ungarischen Nachbarn. Und doch scheint ihre Sehnsucht nach einer freieren Lebensordnung sehr tiefe Wurzeln zu haben, wenn sie auch alles tun, um das zu verbergen. Wie soll man erklären, daß das tschechische Lebens- und Nationalgefühl soviel weniger emporbrandet als das ungarische, polnische oder jugoslawische? Der vorhin erwähnte Reisebericht der „Neuen Zürcher Zeitung“, der sich eingehend mit diesem Rätsel beschäftigt, meint dazu, daß die Tschechen und in gewisser Weise auch die Slowaken die Russen mit ihrer Politik weder in der älteren noch in der neuesten Geschichte als ihre Feinde erlebt haben, wie es den Polen und den Ungarn widerfahren ist. Sie sind also frei von Ressentiments. Im Gegenteil, die Tschechen fühlen sich den Russen von jeher durch die panslawistische Idee verbunden und sehen in ihnen die Garanten für die Existenz ihrer Nation. Die Slowaken dagegen empfinden Rußland als einen gewissen Rückhalt gegenüber den tschechischen Hegemonieansprüchen in ihrem erzwungenen Bundesstaat. So ist die Grundstimmung beider Völker russophil. Dazu kommt, daß die Propaganda ein ununterbrochenes Trommelfeuer unterhält, um die Menschen davon zu überzeugen, daß ihr Staat durch die westdeutschen Revanchegelüste und deren Unterstützung durch die Vereinigten Staaten ebenso bedroht sei wie 1938 und nur unter dem Schutz der russischen Freundschaft bestehen könne. Darüber vergessen die Menschen, daß das kommunistische System ihnen von Rußland aufgezwungen wurde. Die tschechische Industriearbeiterschaft lehnt sich zwar im stillen gegen dessen Unzulänglichkeiten und Ungerechtigkeiten auf, denkt aber weniger individualistisch als die Landbevölkerung in Polen oder Ungarn; und da sie bekanntlich dem Christentum schon lange entfremdet ist, ist ihre weltanschauliche Widerstandskraft gegen den Kommunismus geschwächt. Es gab und gibt in der Tschechoslowakei keine sichtbare Tendenz zu einem „eigenen Weg des sozialistischen Aufbaus“ wie in Polen, Ungarn und Jugoslawien. Deswegen hat Prag in allen Kämpfen um diese Frage unentwegt zu Moskau halten können. Sicherlich ist unter den Menschen der Tschechoslowakei, die ja doch geistig zu Mitteleuropa gerechnet werden müssen, der

Glaube an eine Evolution des Kommunismus vorhanden, aber wohl kaum die Neigung, sie gewaltsam zu beschleunigen. Zumal wenn es der Regierung mit der Zeit gelingt, den Lebensstandard zu erhöhen, der die Unzufriedenheit unter den Arbeitern verursacht, hat sie einen Widerstand, der aus nationalen oder religiösen Motiven genährt würde, wohl kaum zu befürchten, besonders dann nicht, wenn es wirklich gelingt, das Bürger- und Bauertum restlos zu vernichten.

Die Haltung der Kirche

Die Kirche in der Tschechoslowakei muß sich dieser Lage anpassen, und das erklärt manche Phänomene des kirchlichen Lebens, die man im Westen mit Kopfschütteln zur Kenntnis nimmt. Sie hat längst nicht das Echo im Volk wie die Kirche in Ungarn oder gar in Polen. Bei dieser Feststellung darf man natürlich nicht übersehen, daß zwischen Böhmen-Mähren und der Slowakei ein Unterschied zu machen ist. Auch die neue atheistische Propaganda scheint in der Slowakei bisher wenig Erfolge zu haben. Sie wird von der Bevölkerung, soweit möglich, boykottiert oder mit verschlossenen Ohren ertragen. Andererseits machen die Slowaken von der Kulturfreiheit einen so allgemeinen Gebrauch, daß das kirchliche Leben blüht, soweit es nicht gewaltsam unterdrückt und schikaniert wird. Hier trägt noch eine Volkskirche den persönlichen Glauben. Anders im tschechischen Landesteil. Dort beruht die Teilnahme am kirchlichen Leben in vielen Fällen wirklich auf einer ganz persönlichen und immer wieder neu zu treffenden Entscheidung. Das gilt sowohl für das Bekenntnis nach außen als auch besonders für die religiöse Erziehung der Kinder, die in der Tschechoslowakei nur in der Staatsschule Religionsunterricht empfangen dürfen, und das selbstverständlich nur auf ausdrücklichen Antrag ihrer Eltern.

Unter solchen Umständen ist verständlich, daß der tschechische Klerus und die vom Staat bestellten und bis ins einzelne kontrollierten Ordinarien den Gläubigen die Entscheidung zu erleichtern suchen, indem sie alle geforderten politischen, sozialen und selbst ideologischen Konzessionen machen, so daß auch der geringste Anschein vermieden wird, als sei die Kirche gesellschaftspolitisch reaktionär. Sie ziehen sich auf eine Position zurück, die als einzigen Unterschied gegenüber dem Kommunismus den christlichen Gottesglauben festhält. Es wäre sicherlich ein ungerechtes Urteil, wollte man den „mehr als tausend“ tschechischen Geistlichen, die sich unter dem Vorsitz der noch amtierenden Bischöfe und der „Ordinarien“ zu Weihnachten 1958 wiederum, wie schon ein Jahr zuvor, auf einer Friedenstagung in Treue zum Regime bekannten, billige Vorwürfe machen. Es gibt in der Tschechoslowakei keine andere Möglichkeit zur Aufrechterhaltung eines Mindestmaßes von Seelsorge als die Annahme der vom Staat erzwungenen Bedingungen. Die Geistlichen werden vom Staat bezahlt, und nur diese Geistlichen dürfen Seelsorge ausüben. Ihre Lage unter einem bis ins letzte durchorganisierten Terror- und Spitzelsystem, das vorläufig keine Anzeichen von Erschütterung zeigt, so daß man sein baldiges Ende erwarten dürfte, läßt keine Vergleiche mit den *prêtres insermentés* der Französischen Revolution oder des preußischen Kulturkampfes, selbst nicht mit der Nazizeit zu. Eine kritische Haltung, wie sie der polnische Klerus selbst in den Zeiten des Stalinismus einnehmen konnte, weil er

praktisch das Volk repräsentierte, würde in der Tschechoslowakei wahrscheinlich das öffentliche kirchliche Leben schwer schädigen und die Kirche atomisieren, das heißt jeden einzelnen Gläubigen auf seinen persönlichen inneren Glauben zurückwerfen, so wie das in Albanien und in weiten Teilen Rumäniens der Fall ist. Der tschechische Klerus erfüllt, wenn man von den wenigen bekannten Ausnahmen absieht, seine Mission unter Bedingungen, die man getrost als unsichtbares Martyrium bezeichnen darf. Es ist ein Martyrium der Gewissensqualen.

Der Erzbischof von Prag, Josef Beran, der am 29. Dezember 1958 sein siebzigstes Lebensjahr vollendete und seit dem Fronleichnamstag, dem 18. Juni 1949, in Haft gehalten wird, sagte in seiner letzten Predigt, auf die hin er verhaftet wurde: „Es ist möglich, daß ich heute zum letzten Male zu euch rede. Da möchte ich euch sagen: Ihr werdet vielleicht sehr bald hören oder lesen, und der Rundfunk wird es unaufhörlich wiederholen, daß der Erzbischof von Prag ein Übereinkommen unterschrieben, gutgeheißen oder gebilligt hat. Darum schwöre ich heute vor Gott und der ganzen Welt als katholischer Bischof, daß ich niemals etwas unterschreiben oder billigen werde, insoweit es nicht mit dem Gesetz Gottes übereinstimmt.“ Seitdem schweigt seine Stimme, und niemand, außer seinen Wächtern, hat ihn zu Gesicht bekommen. Am 25. Februar 1948, in den Tagen des Staatsstreichts Gottwalds, veröffentlichten zwei Prager Zeitungen einen Aufsatz des Erzbischofs unter der Überschrift: „Nicht schweigen, Erzbischof, du darfst nicht schweigen!“ Das war damals die Forderung des gläubigen Volkes. Diese Ereignisse sollen am Ende unseres Berichtes in Erinnerung gerufen werden. Die Tschechoslowakei hat viele Bekenner, deren Leiden und Symbolkraft weiterwirken. Immerzu erfahren wir von neuen Gerichtsurteilen. Aber das beweist nur, wie vieler Mittel sich der Kommunismus bedient, um die Kirche auszulöschen, und wie schwierig es ist, jeweils die richtigen Abwehrmittel zu finden.

Aus den Missionen

Daß die Mohammedaner durch die Jungfrau Maria zur vollen Erkenntnis ihres Sohnes geführt werden. Missionsgebetsmeinung für Mai 1959

Viele erhoffen sich vom Ende der Kolonialära das Entstehen einer neuen Basis für das friedliche Zusammenleben von Islam und Christentum. Aber eben die Übergangsperiode von der alten zur neuen politischen Gruppierung in der Welt, die durch einen heißen Nationalismus der selbständig werdenden Völker gekennzeichnet ist, schafft hier vorläufig neue Schwierigkeiten gerade in den islamischen Ländern, weil die Grundkonzeption des Islams die des theokratischen Staates bleibt. Diese Vorstellungswelt bricht immer wieder hinein in alle Versuche islamischer Staatslenker, den neuen politischen Gebilden wenigstens die äußere Form eines modernen religiös neutralen Rechtsstaates und einer westlichen Formaldemokratie zu geben. Praktisch scheinen sich alle diese „Demokratien“ zu Diktaturen oder Oligarchien zu entwickeln, deren Führungen zwar mehr oder weniger von westlichen Gedankengängen beeinflusst sind, aber unter dem doppelten Druck einer ererbten religiösen Vorstellungswelt und der vom Nationalismus aufgepeitschten islamischen Massen immer wieder der Versuchung erliegen, islamische Religion und Staat zu

identifizieren. Die christlichen Gemeinschaften innerhalb dieser Länder sind so einem wachsenden Druck ausgesetzt, der sich vor allem in dem Bestreben äußert, die bisher vorhandenen Sonderrechte hinsichtlich der Regelung ihrer inneren Angelegenheiten aufzuheben und sie auch kulturell zu integrieren. Da aber nationale und islamische Kultur ineins gesetzt werden, ist der religiöse Konflikt unvermeidlich. Es ergibt sich hier ein neues Bild mohammedanischer Haltung gegenüber den christlichen Kirchen. Abgesehen von Zeiten und Situationen, wo es aus nicht rein religiösen Gründen zu blutigen Christenverfolgungen kam, hat nämlich der Islam die christlichen Gemeinschaften bisher geduldet, sie selbst vom nationalen Leben der Nation als „Ungläubige“ abgekapselt und ihnen eine weitgehende, auch kulturelle Autonomie belassen. Er berief sich dabei auf den Koran. Es ist also nicht so, als ob diese Autonomie grundsätzlich Folge eines Druckes westlicher Protektorsmächte gewesen wäre. Heute erscheint es dem nationalistisch überformten Islam unerträglich, die christlichen Kulturinseln in der Volksgemeinschaft als solche weiter zu dulden. Die Christen sollen ruhig ihren Glauben weiterleben, aber in jeder Hinsicht dem Recht und der Kultur eines Staates einverleibt werden, der sich zwar religiös neutral nennt und auch die Gewissensfreiheit proklamiert, aber von Mohammedanern regiert wird, die praktisch die Gesetze aus islamischen Grundanschauungen heraus interpretieren.

Annäherung von Christentum und Islam?

Vor etwa zehn Jahren — es war die Zeit, wo katholischerseits die „Fátima-Madonna“ als Friedenskünderin durch die islamischen Länder geführt und dort überall begeistert begrüßt wurde — ging eine große Hoffnung durch die christliche Welt, daß es zu einer Ära des Verstehens und der gegenseitigen Wertschätzung von Christen und Mohammedanern kommen werde, nicht zuletzt in Hinsicht auf die Gefahr des gottlosen Kommunismus. Christliche und islamische Führer erklärten, daß die gottgläubigen Völker gegen die hier drohende gemeinsame Gefahr sich zusammenschließen müßten. Diese Stimmen sind auf christlicher Seite seitdem verstärkt erklingen und auf mohammedanischer Seite keineswegs verstummt. Wenn nicht alles täuscht, wird auch die Politik der sog. „Dritten Kraft“ zwischen den beiden großen politischen Weltblocks, zu der sich einige der bedeutendsten arabischen Länder bekennen, den Islam nicht vor der großen Auseinandersetzung mit dem Kommunismus bewahren können. Die ersten Anzeichen dafür sind schon sichtbar. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß das christlich-mohammedanische Gespräch nicht abgerissen ist. Es sei hier nur an die Studententagungen von christlichen und mohammedanischen Intellektuellen in der Benediktinerabtei Toumliline in Marokko erinnert, die der derzeitige Sultan von Marokko wohlwollend protegiert, während der Kronprinz nach dem Besuche bei Pius XII. erklärte: „Marokko betrachtet es als eine seiner ersten Pflichten, ein geistiges Band zwischen der islamischen und christlichen Kultur zu schaffen, damit sich die geistigen Werte, die sie darstellen, vereinigen können, um die starke Strömung des Materialismus einzudämmen.“ Christlich-mohammedanische Begegnungen fanden ferner in den Jahren 1954 und 1956 zu Bhamdoun im Libanon sowie im Jahre 1955 zu Alexandrien statt. In diesem Zusammenhang ist auch die Konferenz von Christen, Moslems und Juden der Mittel-

meerländer zu nennen, die 1958 unter dem Vorsitz des Kronprinzen von Marokko zu Florenz stattfand und deren Schlußwort der bekannte, aus dem Islam konvertierte Pater Johannes-Mohammed Abd-el-Jalil OFM sprechen durfte.

Dennoch ist nicht zu leugnen, daß große politische Erschütterungen der letzten zehn Jahre — Suezkrise, Algerienkrieg, Gründung der Vereinigten Arabischen Republik — sehr störend in die Atmosphäre einer christlich-mohammedanischen Annäherung eingriffen. In den arabischen Ländern atmet die Christenheit schwer unter dem Druck mannigfaltiger Übergriffe, die einen komplexen religiös-politischen Charakter tragen. Stichwortartig seien genannt: sporadische Angriffe auf katholische Einrichtungen; die Herausdrängung der Christen aus öffentlichen Ämtern und aus dem Wirtschaftsleben in Ägypten; die Aufhebung der kirchlichen Sondergerichtsbarkeit in Ehefragen im gleichen Lande; die dauernden Versuche in verschiedenen Ländern, den christlichen Schulen den Unterricht im Koran aufzuzwingen; die Zwangsverstaatlichung aller katholischen Schulen im Südsudan; die trotz aller staatlichen Beschwichtigungsversuche recht heikle Lage der blühenden katholischen Missionen in Ost-Indonesien; die von Zehntausenden mohammedanischer Emissäre im Nahen und Mittleren Osten sowie in Afrika verkündete Ächtung des Christentums als „Vorhut des westlichen Imperialismus“. Zieht man nun in Betracht, daß die Religion Mohammeds sich in starker innerer Erneuerung befindet und so lebendige Kräfte zeigt, wie man sie um die Jahrhundertwende nicht ahnen konnte, so sieht man nicht, wie unter diesen Umständen am Islam, der bei der jetzigen Wachstumsquote und unter Berücksichtigung der explosionsartigen Vermehrung der Weltbevölkerung in 25 Jahren schätzungsweise 620 Millionen Bekenner zählen wird, erfolgreich direkte christliche Missionsarbeit geleistet werden könnte. Noch immer werden neben dem rein übernatürlichen Mittel des Gebets meist nur indirekte Missionsmittel genannt, wie sie schon Kardinal Lavigerie vor über 100 Jahren den Weißen Vätern in Nordafrika anempfahl. Es handelt sich hier eher um ein Apostolat der Vorbereitung. Was will nun die Gebetsmeinung des Monats Mai? Auf den ersten Blick scheint sie nur ein übernatürliches Mittel zu empfehlen: das Gebet zur Jungfrau Maria, daß sie die Mohammedaner zu Christus führen möge. Aber es lohnt sich, der Frage nachzugehen, ob hier auch ein gangbarer Weg zu einem direkten Apostolat gezeigt wird.

Maria und Jesus im Islam

Wenn wir Christen wirklich der Überzeugung sind, daß Gebet und Opfer die mächtigsten Missionsmittel darstellen, und wenn wir die Stellung Mariens im Heilswerk recht erwägen, dann werden wir dem Gebet zur „Königin der Missionen“ um die Gewinnung der nichtchristlichen, also auch der mohammedanischen Welt den vollen Wert beimessen, den ihm die katholische Glaubenslehre gibt. „Hat doch Maria alle Menschen auf Kalvaria in ihre Mutterliebe aufgenommen, und sie liebt und betreut nicht weniger diejenigen, die noch nicht wissen, daß sie von Christus Jesus erlöst sind, als jene, die sich der Wohltaten dieser Erlösung glücklich erfreuen“ (Enzyklika *Evangelii Praecones*. Vgl. auch die Missionsgebetsmeinung über Maria als missionarische Wegbereiterin zu Christus, in: Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 318 f.).

Schon immer haben nun katholische Schriftsteller und Redner auf die besondere Stellung hingewiesen, die Maria und Jesus im Koran, in der mohammedanischen Tradition und Volksfrömmigkeit einnehmen. Hat man an diese Tatsachen fromme Erwägungen über die mütterliche Hilfsbereitschaft Mariens gerade gegenüber dem Islam geknüpft und zahlreiche Marienkirchen in diesen Ländern errichtet, so mußte die Beobachtung, daß überall mohammedanische Männer und besonders Frauen gerade an diesen Kultstätten beten, direkt dazu verführen, hier einen möglichen Weg der Gewinnung des Islams für das Christentum zu sehen. In Ländern wie Syrien, wo die katholische Marienverehrung in alter Zeit schon die islamische Marienverehrung nachhaltig beeinflusst hat, haben tatsächlich die wenigen Konvertiten aus dem Islam meist erklärt, sie seien auf einem verstandesmäßig kaum zu erfassenden Wege durch das Studium der islamischen Lehren über die Jungfrau Maria zur Kirche gekommen. Aber im allgemeinen ist festzuhalten, daß äußere Verwandtschaft von religiösen Namen, Formen und Texten noch lange keine inneren Beziehungen ergibt. Mit Recht sagt Emanuel Kellerhals in seinem vortrefflichen Werke „Der Islam. Seine Geschichte, seine Lehre, sein Wesen“ (Evang. Miss.-Verlag, Stuttgart 1956): „An keiner außerchristlichen Religion wird so deutlich, daß ein fremder Glaube dem Bekenntnis der Kirche ganz nahe und trotzdem, ja gerade deshalb, unendlich ferne von ihm sein kann. Nirgends tritt uns der seltsame Sachverhalt, daß gleiche Form ungleichen Inhalt bergen kann, daß gleiche Worte von ganz entgegengesetztem Geist erfüllt sein können, daß geschichtliche Zusammenhänge in keiner Weise auch nur innere Verwandtschaft bedeuten, so offensichtlich entgegen wie beim Islam, diesem illegitimen Kind der biblischen Offenbarung und der heidnisch-natürlichen Religion.“ P. Abd-el-Jalil spricht in diesem Zusammenhang von einem Drama des gegenseitigen Mißverstehens: „Und das Drama ist, daß die Mohammedaner . . . in aller Gewissensruhe und mit der Gewißheit, die Wahrheit gegenüber jeglicher jüdischer oder christlicher Verfälschung zu retten, den folgenden Glaubensakt setzen können: ‚Ich bezeuge, daß Jesus, der Sohn Mariens, der Geist Gottes und Sein Wort ist, daß Er in Maria, die Jungfrau, die Tugendhafte, die Reine, ausgestrahlt hat. Sie empfing ihn von Seinem Geiste und Seinem Hauch, sie, die auf dieselbe Weise geschaffen wurde, wie Gott Adam mit Seiner eigenen Hand schuf.‘ Genau diese Worte soll nach der Überlieferung Mohammed gebraucht haben, als er an den Negus von Abessinien schrieb. Man begreift, daß dieser, den Text wörtlich nehmend, erklärt haben soll, der Unterschied zwischen der christlichen Lehre und jener des neuen Propheten sei unbedeutend“ (Bulletin des Missions, Brügge 1948, S. 13).

Um die totalen Verschiedenheiten zwischen christlicher und mohammedanischer Glaubensüberzeugung, die hier einer beiden Religionen fast gemeinsamen Terminologie zugrunde liegen, sichtbar zu machen, seien im folgenden die mohammedanischen Lehren über Gott, Erlösung, Jesus und Maria kurz skizziert.

Man sagt, Christentum und Islam bekennen beide den einen und einzigen Gott. Wendet sich zwar der Koran schärfstens gegen die Vielgötterei, so kamen die islamischen Theologen in der Ausdeutung des Gottesbegriffs ganz allgemein zu Aufstellungen über das Wesen Gottes, die mit dem monotheistischen Gottesbegriff der Bibel,

auch wenn sie dieselben Bezeichnungen gebrauchen, durchaus nicht identisch sind. Die Transzendenz Gottes wird so gefaßt, daß alle Eigenexistenz und alle Sekundärsächlichkeit der geschaffenen Welt praktisch gelehnet wird. Das führt dann zu dem im Islam ungelösten Problem der menschlichen Freiheit, ferner zum Abbau aller Brücken zwischen dem unerschaffenen und dem geschaffenen Sein, sowohl seinsmäßig als erkenntnismäßig. Die islamische Theologie leugnet die Seinsanalogie im metaphysischen Sinne und damit auch die Möglichkeit, irgendwelche positive Aussagen über das Wesen Gottes zu machen. Gott kann sich den Geschöpfen nur mitteilen durch das „Wort“, und dies Wort ist zugleich Zeichen der absoluten Trennung. Wenn im Islam von Gnade die Rede ist, so handelt es sich nie um eine übernatürliche Gnade in christlichem Sinne. Gott kann die Menschen nicht zu irgendeiner Teilnahme an seinem Leben emporheben. Es mag sein, daß „die naturhaft christliche Seele“ in der islamischen Volksfrömmigkeit und Mystik oft die Schranken sprengt, die eine rationale Theologie zwischen Gott und den Menschen aufgerichtet hat, aber es muß doch nachdenklich stimmen, wenn ein erster Kenner des Islams, der Protestant S. M. Zwemer, die Behauptung aufstellt, der Gottesgedanke der islamischen Theologen und Philosophen sei pantheistisch, jener des gemeinen Volkes deistisch.

Die christliche Lehre von der Dreifaltigkeit, die der Islam nie verstand und auch nicht zu verstehen sich bemühte (wenn man von einigen wenigen Theologen abseht), ist für die Mohammedaner ein Bekenntnis zum Tritheismus. Der eine und einzige Gott kann keinen „Sohn zeugen“. Die Begriffe „Sohn“ und „zeugen“ kann sich der Islam nur in irdisch-fleischlichem Sinne vorstellen und lehnt sie deshalb ebenso ab, wie er eine Annahme der menschlichen Natur durch Gott für unmöglich hält. Die christliche Terminologie von Gott-Vater und Gott-Sohn verführte den Islam dazu, sich die christliche Trinität als eine Familie von Vater, Sohn und Maria (Heiligem Geist) vorzustellen. Diese Vorstellung aber lehnt er entschlossen als einen unqualifizierbaren Anthropomorphismus und als echten Polytheismus ab.

Ungeachtet der Tatsache, daß sich der Islam zu einer absoluten Prädestination bekennt, kennt er den Begriff der „Sünde“, den er rein legalistisch faßt. Die eigentliche Sünde ist die Untreue gegen Gott. Alle Menschen sind schon vor der Zeit vor Gott erschienen und haben ihm den Eid der Treue geleistet. Sie werden beim Letzten Gericht danach beurteilt, ob sie in ihrer zeitlichen Existenz den Treueid hielten oder nicht. Entsprechend folgt der Lohn des Paradieses oder die Hölle. Wie man sieht, ist in dem mohammedanischen Geschichtsbild kein Platz für eine „Erlösung“. Der Mensch erlöst sich höchstens selbst, indem er zur Treue gegen den einen Gott zurückfindet.

Die für die Christen verblüffende Tatsache ist nun, daß Jesus und Maria im Koran, in der islamischen Tradition und in der Volksfrömmigkeit eine bedeutsame Rolle spielen. Man muß zur Erklärung dessen im Auge behalten, daß es zur Zeit Mohammeds in Nord- und Südarabien Christengemeinden gab und daß Mohammed sowie die nachmohammedische Tradition mit Lehren von aus dem Christentum herausgewachsenen Sekten und apokryphen Evangelientexten in Berührung kamen. Diese Einflüsse haben schon im Koran ihren Niederschlag gefunden. Dazu ist zu beachten, daß das 7. Jahrhundert in

der Christenheit ein marianisches Jahrhundert war. Aus Koran und islamischer Tradition kann man ein ganzes Marienleben zusammenstellen, und es gibt im Islam eine regelrechte Mariologie. Maria ist für den Islam „unberührt vom Satan“ geboren, ein Vorrecht, das auch ihrem Sohne Jesus zukommt. Man sieht sie als „Unbefleckte“ an. Gott schenkte ihr einen unerschütterlichen Glauben und die Tugend des unbedingten Gehorsams. Sie war frei von Fehlern der Seele und des Charakters. Gott hat sie auserwählt vor allen Frauen. Vom Geiste Gottes, den der Engel Gabriel vermittelte, empfing sie als Jungfrau ihren Sohn. Der Islam nimmt hier nur eine indirekte Tätigkeit des Gottesgeistes an, da er nur so die absolute Transzendenz Gottes gesichert glaubt. Bei der Geburt Christi aus der Jungfrau Maria handelt es sich um einen Schöpfungsakt Gottes gleich jenem, dem der erste Mensch Adam sein Leben verdankt, der weder Vater noch Mutter hatte, oder Evas, die keine Mutter hatte, oder auch der anderen Menschen, die zwar Vater und Mutter haben, ihre Existenz aber doch dem unmittelbaren Willen Gottes verdanken. Bei Jesus fehlte der Vater; denn Gott wollte seine schöpferische Kraft unter allen ihren Gesichtspunkten den Menschen offenbaren.

Die Bezeichnung „Gottesmutter“ für Maria ist den Mohammedanern ein Greuel. Ängstlich ist man auch bemüht, bei Darstellung der Gnadenvorzüge Mariens die Grenze zwischen Göttlichem und Menschlichem nie zu verwischen (islamischer Gnadentalismus).

Jesus hat zwar im Koran eine einzigartige Stellung. Er ist der „Messias“ und nach Mohammed der größte aller Propheten, vielleicht sogar größer als Mohammed selbst. Sündenlos und mit der Kraft ausgestattet, erstaunliche Wunder zu wirken, bleibt er doch ein bloßer Mensch. Er ist nur Diener Gottes und hat nach dem Koran seine Gottheit selbst abgeleugnet. Vom Kreuzestod Jesu kann keine Rede sein. Jesus wurde von Gott in den zweiten der sieben Himmel aufgenommen. Warum sollte auch Jesus für die Sünden der Menschheit sterben? Auf Grund seines theologischen Geschichtsbildes und seiner Rechtfertigungslehre begreift der Islam nicht, was Sühne für die Sünden anderer bedeuten soll. Will der Mohammedaner Verzeihung der Sünde (die sich letztlich auf eine solche der Abwendung von der Unterwerfung unter den einen Gott beschränkt), so braucht er nur zu beten und sich Gott wieder zuzuwenden. Es handelt sich immer nur um rein juristische und rituelle Akte.

Eine ungeeignete Methode der Glaubenspredigt

Aus der kurzen Skizzierung der für unsere Untersuchung in Frage kommenden islamischen Glaubensüberzeugungen ergibt sich die bare Unmöglichkeit, die mohammedanische Lehre von Jesus und Maria zu christlichen Auffassungen „heraufzuentwickeln“. Es ist sicher, daß der christliche Marienkult die Mohammedaner anzieht. Aber wenn Mohammedaner und Christen am gleichen katholischen Marienheiligtum beten, stehen dahinter zwei in der Wurzel total verschiedene religiöse Grundhaltungen. Dabei bleibt noch zu beachten, daß auch primitiver Aberglaube, der nicht eigentlich aus mohammedanischem Geist stammt, in die islamische Volksfrömmigkeit eingesickert ist. Es geschieht dies sogar in hohem Maße in jenen Gegenden, wo der Islam in Berührung mit den primitiven Religionen (z. B. im Schwarzen Afrika) steht. Er begnügt sich dort vorerst mit einer ganz oberflächlichen Islami-

sierung, ohne die religiösen Bräuche der Primitiven anzutasten. Dieser Aberglaube von Mohammedanern betätigt sich sowohl an katholischen als auch mohammedanischen Marienheiligtümern, denn auch solche gibt es. Man müßte schon sehr tief in die Seele mancher islamischer Frauen, die, irgendwie von katholischem Geistesgut beeinflusst, in katholischen Marienkirchen beten, hineingeschaut haben, um behaupten zu können, daß hier eine wirkliche Annäherung an katholische Glaubenshaltung vorhanden sei. Die vielen lyrisch-poetischen Darstellungen über Huldigungen von Mohammedanern an die Jungfrau von Fátima, die irgendwie, gewollt oder ungewollt, den Eindruck erwecken, als ob sich hier eine religiöse Kluft zu schließen beginne, verraten keine innere Kenntnis des Islams. Sie tragen ein Wunschbild in eine Wirklichkeit hinein, die nach wie vor sich dem Christentum verschließt. Solche psychologischen Verschätzungen sind aber nur möglich, weil die Masse der Katholiken vom Islam eine ebenso unzureichende Kenntnis besitzt, wie sie die Mohammedaner vom Christentum haben.

Es ist nach dem Gesagten auch verfehlt, einem Mohammedaner, der sich über das Christentum unterrichten will, zuerst die christliche Lehre über Jesus und Maria darzustellen. In „Le Christ au Monde“ (Rom, Nr. 6, 1956) schrieb P. V. Courtois S.J., Leiter der islamischen Abteilung des Orientalischen Instituts zu Kalkutta, aus reicher Erfahrung im Verkehr mit Mohammedanern heraus einen sehr instruktiven Artikel über das Thema: „Wie soll man die christliche Botschaft den Mohammedanern darstellen?“ Wegen der vielen mohammedanischen Vorurteile gegen das Christentum und die christliche Lehre und wegen der Tatsache, daß die Bezeichnungen unseres theologischen Wortschatzes ohne weiteres beim Mohammedaner ganz andersartige Vorstellungen wecken, verwirft P. Courtois jeden Versuch, Religionsunterricht für Angehörige dieser Religion an Hand des Katechismus zu erteilen. Man müsse vielmehr mit den Glaubensüberzeugungen beginnen, die Christentum und Islam absolut gemeinsam sind, dabei sich aber hüten, den Unterricht in einen Kursus vergleichender Religionsbetrachtung abgleiten zu lassen, weil dann unweigerlich aus unserer Sicht heraus der Islam der Verlierer wäre, was sofort die psychologische Aufnahmebereitschaft für die christliche Lehre zerstöre. P. Courtois empfiehlt, jede Kontroverse und jede Aburteilung des Islams zu vermeiden, vielmehr die christliche Lehre einfach und kühn als Offenbarung des einen Gottes, nicht aber zunächst als Lehre der katholischen Kirche darzustellen und dabei immer nur auf die „Heiligen Schriften“ hinzuweisen: „Es steht geschrieben.“ Die Ehrfurcht vor dem „geschriebenen“ Wort Gottes steckt dem Korangläubigen im Blut. Deshalb soll man auch nach P. Courtois die Bibel mit größter Ehrfurcht in die Hand nehmen und kein abgegriffenes oder beschmutztes Exemplar benutzen. Falsch wäre es, etwa die Stellen der Heiligen Schrift mit ähnlichen oder sogar fast gleichartigen Stellen aus dem Koran zu bekräftigen, weil dadurch der Eindruck entsteht, daß wir Christen die Lehrautorität des Koran anerkennen. Höchstens kann man zeigen, wie diese das Christentum betreffenden Stellen im Koran einen geschichtlichen Hinweis auf die starke Verbreitung der christlichen Religion im 7. Jahrhundert darstellen. Der Unterricht soll im einzelnen so vorgehen, daß man mit der chronologischen Entwicklung der göttlichen Offenbarung an Hand der Heiligen Schrift beginnt und dabei den christ-

lichen Inhalt dieser Lehren klar herausarbeitet. Die Sünde (in ihrem Wesen christlich dargestellt!) fordert den Erlöser: Christus. Dann wird die Person vorgestellt, unter Vermeidung einer Häufung theologischer Begriffe und kasuistischer Darlegungen, die der Islam nicht liebt. Christus vollendet seine Sendung durch Gründung der Kirche, die durch die Jahrhunderte die Menschen durch „Handlungen Christi“ heiligt. Die Würde Mariens wird im Zusammenhang mit Christus dargestellt, nicht eher. Später wird ihr im Schlußkurs eine besondere Lektion gewidmet.

Man sieht, daß dieser Lehrkurs auf Mohammedaner aus dem einfachen Volk zugeschnitten wurde, die in Bengalen, wo der Islam nicht so tief im Kulturboden verwurzelt ist, oft zur Kirche finden. Ob die Methode sich beispielsweise in Pakistan bewähren würde, wo sich die genuin islamische Kultur ohne jede Vermischung zugleich mit dem Islam fortgesetzt hat, steht ebenso dahin wie ihre Wirksamkeit bei gebildeten Mohammedanern, beispielsweise in Ägypten.

Die Methode der „Visitatio“ (Lk. 1, 3—56)

Im Jahre 1948 schrieb P. Abd-el-Jalil im „Bulletin des Missions“ einen Aufsatz „Probleme der Mariologie im Islam“, der mit den Worten schloß: „Nicht die Polemik wird den Frieden in die Herzen bringen und sie zu fruchtbaren, in Demut und ohne Hintergedanken geführten Studien und Überlegungen führen. Ein loyales Bemühen gegenseitigen Verstehens und geduldiger Darlegung der Standpunkte ist sicherlich notwendig. Noch notwendiger aber ist ein heroisches Bemühen lebendigen Zeugnisses der Christen, heute mehr als je. Das Marien-geheimnis, das par excellence bei den Mohammedanern gelebt werden muß, ist jenes der Visitatio Mariae.“

Wenn man daraufhin den Bericht bei Lukas über den Besuch Mariens bei Elisabeth nachliest, muß man zunächst an das Wirken des Heiligen Geistes denken, der Elisabeth erfüllte, als sie den Gruß Mariens hörte, also an ein Wirken der Glaubensgnade, das sich an die Verkündigung der Vorzüge Mariens durch die Christen in mohammedanischen Ländern knüpfen könnte. P. Abd-el-Jalil möchte aber offensichtlich vor allem unterstreichen, daß die *Echtheit* dieses Zeugnisses nur glaubhaft wird, wenn die Christen zugleich dieses Zeugnis *leben*. Er denkt hier, wie aus späteren Schriften und Vorträgen ersichtlich ist, besonders an das Lebenszeugnis der christlichen Laien, an dem es in den islamischen Ländern so oft bitter gefehlt hat. Daß die Priester, Schwestern und Mönche christlich leben, macht auf den Islam wenig Eindruck. Er setzt dies als selbstverständlich voraus. Erst wenn den Mohammedaner das Beispiel der Laienchristen überzeuge, so sagte P. Abd-el-Jalil im Oktober 1953 bei einem Vortrag im Schöneberger Rathaus zu Berlin, werde dieser sich die Frage stellen, ob *er* die Wahrheit besitze oder ob die Christen die tiefere Wahrheit hätten.

Möglicherweise in Abhängigkeit von den Gedanken P. Abd-el-Jalils, dessen Schrifttum er kennt, hat der Newyorker Weihbischof, Fulton J. Sheen, auf dem I. Internationalen Christ-Königs-Kongreß zu Fátima im August 1957 „das, was man die Glaubensverkündigung der Visitatio nennen könnte“, für den islamischen Bereich besonders eindringlich empfohlen: „Wie Maria den noch ungeborenen Christus ausstrahlte, so werden wir, indem

wir Maria zu den Mohammedanern tragen, ihnen Christus bringen, den sie trägt.“ Msgr. Sheen verbindet diesen Gedanken des öfteren mit dem Ideenkreis der Verehrung Unserer Lieben Frau von Fátima, die er gerade unter dem Gesichtspunkt der Islam-Mission in mohammedanischen Ländern nachdrücklich gefördert sehen möchte.

Schon im Jahre 1951 erklärte er in einem Erlebnisbericht aus Fátima (NCWC-News Service 15. 10. 1951): „Ich glaube fest, daß uns in kommenden Jahren offenbar werden wird, daß die Erscheinung U. L. Frau zu Fátima einen Wendepunkt in der mohammedanischen Geschichte darstellen wird.“ Seine Überzeugung begründet er u. a. damit, daß Maria gerade Fátima zu ihrer Erscheinung auswählte, weil der Name „Fátima“ der islamischen Welt so sehr vertraut ist. Fatima war die Tochter Mohammeds, von der er schrieb, sie sei nach Maria die heiligste aller Frauen im Paradies. „Ich glaube“, so sagte Msgr. Sheen, „daß die allerseligste Jungfrau ‚Unsere Liebe Frau von Fátima‘ genannt werden wollte, um damit ein Versprechen und ein Zeichen zu geben, daß die Mohammedaner, die ihr soviel Ehrfurcht bezeugen, eines Tages ihren göttlichen Sohn annehmen werden . . . Die Missionare werden in Zukunft mehr und mehr sehen, daß ihr Apostolat unter den Mohammedanern in dem Maße fruchtbarer sein wird, als sie diesen Unsere Liebe Frau von Fátima schenken.“ Zur Bekräftigung seiner Überzeugung weist Sheen auf die geschichtliche Tatsache hin, daß ein junger Katholik den Ort, an dem er beim Abzug der Mohammedaner aus Spanien die katholisch gewordene Tochter Fatima des letzten islamischen Bürgermeisters heiratete, nach dem Vornamen seiner jungen Frau umbenannte. Die Überzeugungen von Weihbischof Sheen muß man als persönliche Überzeugung achten. In seiner visionären Art sieht er hier mögliche neue Wege der göttlichen Gnadenökonomie zur Bekehrung des Islams, über die niemand ohne besondere Offenbarung etwas Sicheres aussagen kann. Die wenigen Jahre nach 1951 haben indes bisher nirgendwo einen irgendwie beachtlichen neuen Einbruch des Christentums in den festgefühten mohammedanischen Block gezeigt. — Msgr. Sheen scheint aber auch zu glauben, daß man, an die mohammedanische Marienverehrung anknüpfend, mit einer Art dialektischer Methode in Zukunft mehr als bisher die Söhne des Propheten zum Verständnis des Erlösungsgeheimnisses bringen könne. So sagte er 1951: „Indem wir dem Islam ein tieferes Verständnis der heiligen Mutter bringen, werden wir imstande sein, Christus der mohammedanischen Welt zu bringen.“ Offensichtlich stand er damals unter dem Eindruck des triumphalen Empfangs der Fátima-Statue in islamischen Ländern.

Es wurde vorher zu zeigen versucht, wie wenig aussichtsreich die Methode einer direkten Marien- und Christuspredigt in der islamischen Welt ist, wenn sie nicht vorher tiefgehend und in jeder Hinsicht unterbaut ist. Wir können noch nicht übersehen, welche Erleichterungen der Islam-Mission der Wegfall der sog. kolonialen Hypothek bei der Glaubensverkündigung, eine größere Anpassung der Kirche an die asiatischen und afrikanischen Kulturen, die Annahme der technischen Zivilisation durch alle Völker der Erde und die gegenseitige Durchdringung der Kulturen bringen werden. Wir dürfen auch nicht die Folgen aus der Tatsache übersehen, daß sich der Islam trotz aller gegenteiligen Mutmaßungen immer mehr als verwundbar durch den Geist der Dies-

seitszivilisation erweist. Wir wünschen nicht, daß der Säkularismus und der gottlose Kommunismus Eroberungen im Islam machen. Aber wenn dies geschähe, stände auf jeden Fall unsere Islam-Mission vor einer gänzlich neuen Lage. Im Augenblick gilt es, den Berg von Vorurteilen und Mißverständnissen zwischen beiden Religionen, den die Jahrhunderte aufgehäuft haben, abzutragen. Es gilt, den Forderungen der islamischen Völker nach Eigenbestimmung ihres Schicksals Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen christliche Liebe zu zeigen. Vor allem aber — und hier hat Abd-el-Jalil richtig gesehen — müssen wir für das Christentum durch das Zeugnis eines gelebten Glaubens werben. In der so geschaffenen Atmosphäre einer „Annäherung“ kann die Lehre des Koran über Maria und Jesus „eine Art innerer Vorbereitung auf die vollständige und reine Wahrheit darstellen, vorausgesetzt, daß diese Wahrheit nicht nur in Büchern demonstriert wird, sondern sich auch und vor allem im Leben, und zwar im täglichen Leben der Menschen erweist. Der christliche Leser mag so erfüllen, wie Andersgläubige ihn dem Anschein nach verurteilen, ihn in Wirklichkeit aber unbewußt erwarten und rufen“ (Abd-el-Jalil, Maria im Islam, Werl 1954, S. 56).

Marianischer Kongreß in Süd-Vietnam

Zum ersten Male in der christlichen Geschichte des Landes wurde in Saigon, der Hauptstadt Süd-Vietnams, zum Abschluß der Hundertjahrfeier der Erscheinungen von Lourdes und zugleich zur Dreihundertjahrfeier der Errichtung des ersten Apostolischen Vikariats im damaligen Indochina vom 15. bis 18. Februar ein Marianischer Kongreß abgehalten. Als Päpstlicher Delegat wurde Kardinal Agagianian nach Saigon entsandt, der in einem Telegramm an Kardinal Tardini („Osservatore Romano“, 21. 2. 1959) von der „grandiosen Apotheose“ dieses Kongresses, der „mystischen Glut und dem einstimmigen Jubel“ berichtet, den er dort angetroffen hat. Das Telegramm betonte auch die unerschütterliche Anhänglichkeit der vietnamesischen Katholiken an den Heiligen Vater, die Ergriffenheit und den Applaus der Menge beim Überbringen der Botschaft des Papstes.

Zu dem Marianischen Kongreß in Saigon waren die süd-vietnamesischen Bischöfe vollzählig erschienen, außerdem aber auch die Bischöfe oder Apostolische Delegaten aus Malaya, Indonesien, Korea, Laos, Kambodscha, Thailand, den Philippinen und China. Der zweite Tag des Kongresses, der 16. Februar, war der Kirche des Schweigens gewidmet, über die Msgr. Pham Ngoc Chi im Pontifikalamt sprach und deren in einer nächtlichen Gebetsstunde gedacht wurde, der dritte Tag insbesondere den vietnamesischen Martyrern. Die drei Studientage befaßten sich mit den verschiedenen Aspekten der Beziehung Vietnams zur Gottesmutter. Am Abend des 18. Februar nahmen gegen 300 000 Personen an der Lichterprozession teil, die den Kongreß abschloß. Von einer vor der Kathedrale aufgerichteten Tribüne herab weihte Kardinal Agagianian als Päpstlicher Legat Vietnam dem heiligen Herzen Mariens. Präsident Ngo Dinh Diem von Süd-Vietnam, der selber Katholik ist, nahm an den religiösen Feiern starken Anteil und machte auf den Kardinallegaten einen tiefen Eindruck.

Nach Abschluß des Kongresses besuchte Kardinal Agagianian noch Dalat, das in lieblichen Hügeln zwischen

Seen hochgelegene Zentrum christlichen Lebens in Süd-Vietnam. Unter den 65 000 Einwohnern der kleinen Stadt leben 11 000 Katholiken mit 4 Pfarreien, 13 religiösen Gemeinschaften, 7 weiteren Kapellen, 18 Schulen, einer Universität und 11 Gesundheits- und Fürsorgeeinrichtungen. All dies ist noch in lebhafter Entwicklung begriffen. Der Kardinal besuchte die Ordenshäuser und die Universität und feierte in der Kirche des Redemptoristenordens die heilige Messe vor 20 000 Teilnehmern. Der Kardinal war in Dalat außerdem Gast der hier wohnenden Regierungsmitglieder und wurde auch von den Truppen mit großer Begeisterung begrüßt.

Seinen Aufenthalt in Süd-Vietnam beschloß Kardinal Agagianian mit einem Besuch in Qui-Nhon und Hué an der Grenze von Nord-Vietnam, wo er das vietnamesische Marienheiligtum von Lavang besuchte.

Papst Johannes hatte am 25. Januar aus Anlaß dieses Marianischen Kongresses einen in lateinischer Sprache gefaßten Brief an den vietnamesischen Episkopat gerichtet, in dem er der dreihundertjährigen Geschichte des Christentums in diesem Lande, seiner besonderen Verehrung der Himmelskönigin, der zahlreichen Martyrer, die ihr Blut für den Glauben vergossen haben, und der jetzigen Blüte der Christenheit im südlichen Teil Vietnams, der vielen Bekehrungen und des wachsenden einheimischen Klerus gedachte, dann aber natürlich auch der Christen, die im Norden des Landes heute unter kommunistischer Herrschaft schwere Leiden zu ertragen haben. „Euch allen ist Unser väterliches Wohlwollen bekannt, insbesondere gegenüber den Bischöfen, Priestern und Gläubigen des Nordens, die bei der Ausübung ihres heiligen Amtes, im Bekenntnis und der Praxis des christlichen Lebens auf Schwierigkeiten stoßen, die gänzlich unabhängig von ihrem Willen sind. Wir trauern über die Tatsache, daß sie an den Feierlichkeiten nicht teilnehmen können: doch wenn sie auch gezwungenermaßen körperlich fernbleiben müssen, werden sie euch doch im Geist, in dem Gefühl brüderlicher Freude nahe sein. Es ist Uns jedoch ein großer Trost, zu wissen, daß jene Gläubigen in enger Verbundenheit mit dem römischen Papst und ihren Bischöfen und Priestern unerschütterlich in der Bewahrung und der Liebe zu ihrem angestammten Glauben ausharren. Mögen sie zäh und fest diese Haltung bewahren in der tröstlichen Hoffnung, daß Gott nicht lange mehr zögern wird, seine Versprechungen zu erfüllen, sondern ihrer erprobten Tugend den verdienten Lohn gewähren möge.“

Lage der Kirche in Nord-Vietnam

Aus dem kommunistischen Nord-Vietnam hat man in der letzten Zeit so gut wie gar keine Nachrichten und keinerlei statistische Angaben über die Lage der Kirche. Man weiß nur, daß mehr als eine halbe Million Katholiken im nördlichen Teil des Landes nach dem großen Auszug der Jahre 1955 und 1956 zurückgeblieben sind. Die spärlichen Meldungen, die der Nachrichtendienst der Propaganda Fide in den letzten Monaten bringen konnte, enthielten zwar auch wiederum Nachrichten von der Ausweisung eines Bischofs und dreier anderer Ordensleute; aber Bischof Jacq OP, Koadjutor des Apost. Vikars von Langson, der inzwischen in Frankreich eingetroffen ist, hat, ebenso wie andere Emigranten aus dem Norden, selber keinen Überblick über die Lage. Den Priestern wird es äußerst schwer gemacht, sich in ihrem Amts-

bereich zu bewegen. Nach seiner Ausweisung aus Langson im Oktober letzten Jahres wurde Msgr. Jacq nach Hanoi transportiert, wo er 14 Tage unter Polizeiaufsicht blieb und sich nicht frei bewegen konnte. Agenzia Fides meldet, daß die „illegale Tätigkeit“, die man Msgr. Jacq vorgeworfen hat, im Widerstand gegen die Organisation der „patriotischen Katholiken“ bestanden habe, die von dem nahen China aus sehr gefördert wird. In Langson ist jetzt nur noch der 80jährige Bischof Hedde OP mit vier vietnamesischen Priestern zurückgeblieben, um sich der dort noch lebenden 2000 Christen anzunehmen. Kurz vorher war auch ein kanadischer Priester aus Nord-Vietnam ausgewiesen und nach China abtransportiert worden! Gründe für alle diese Ausweisungen sind nicht bekannt, wenn man von den üblichen Vorwänden absieht. Am 31. Januar 1959 sind zwei einheimische Geistliche in Hanoi zu einem bzw. anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt sowie vier Katholiken verhaftet worden, ohne daß man die Gründe dafür wüßte. Man befürchtet nach alledem, daß diese Vorgänge Vorzeichen einer neuen Verfolgungswelle in Nord-Vietnam sind.

Wenn der Heilige Vater in seinem Brief an den vietnamesischen Episkopat besonders die Treue der vietnamesischen Katholiken gegenüber Rom und dem Papst hervorhebt, so geschieht das im deutlichen Hinblick auf das „schmerzlichste Ereignis der neueren Kirchengeschichte“, das chinesische „Schisma“. In der Tat scheint es in jenem Teil Vietnams, der unter kommunistischer Herrschaft steht, nicht zu gelingen, eine Bewegung der „patriotischen Katholiken“ aufzuziehen, obwohl man sich offenbar alle Mühe gibt. Im Mai 1958 hat die Regierung Ho Chi Minhs eine Versammlung „patriotischer Priester“ nach Hanoi einberufen. Es gelang durch geschickte Manöver, auch ausgesprochene Gegner dieser Bewegung zu der Versammlung zu locken, so daß schließlich aus jedem der 10 Apostolischen Vikariate 3 Priester zugegen waren, was ja gewiß nicht viel ist. Im Oktober wurde dann eine Delegation der nordvietnamesischen „patriotischen Katholiken“ nach Peking eingeladen; ein vietnamesischer Priester, Nguyen The Vinh, führte die Delegation an, die hochhoffiziell von Erzbischof Pi von Mukden sowie von Vertretern der Chinesischen Patriotischen Katholischen Vereinigungen und des Amtes für religiöse Fragen beim Volksrat usw. empfangen wurde. Sonst hörte man nichts von dieser Bewegung. Aber, wie gesagt, man hört überhaupt kaum etwas aus dieser „Kirche des Schweigens“. Man weiß, daß alle katholischen Schulen geschlossen sind, daß in Hanoi von den öffentlichen Religionskursen, die in der Kathedrale an allen Montagen, Mittwochen und Freitagen abends gehalten worden sind, für diejenigen am Mittwoch und Freitag ein Verbot erlassen wurde. Man weiß, daß gegen den Apostolischen Delegaten in Hanoi als „Spion des Vatikans“ gehetzt wird, daß einige Kleine Seminare geschlossen werden mußten (während andererseits doch auch wieder eines in Hanoi im März vorigen Jahres neu eröffnet wurde und sofort 200 Schüler zählte). Es gehen Gerüchte von „wunderbaren Bekehrungen“ (Agenzia Fides, 27. 9. 1958). Aber im ganzen liegt dieser Teil der vietnamesischen Kirche völlig im Dunkeln.

Süd-Vietnam

In Süd-Vietnam dagegen blüht die katholische Gemeinschaft, die heute (nach der Statistik der Fides-Agentur

vom 1. Januar 1959) in 7 Apostolischen Vikariaten 1 100 000 Gläubige (nach NCWC-News Service vom 25. 9. 1958 mehr als 1 600 000 Gläubige) unter einer Bevölkerung von 12^{1/2} Millionen Einwohnern zählt. 100 000 Katechumenen warten auf den Empfang der Taufe. Als Grund dieser neuen Blüte, nach mehreren Dekaden der Stagnation, nimmt man (nach NCWC-News Service a. a. O.) einmal das Beispiel des heroischen Widerstands an, den die Katholiken dem Kommunismus geleistet haben, und daneben auch den Abzug der Franzosen aus Indochina-Vietnam. Als die Franzosen vor 100 Jahren Indochina besetzten, kamen sie unter dem Vorwand, die Christen schützen zu müssen, die damals eine schwere Verfolgung erlitten hatten. Seither hat das Christentum, obwohl lange vor der Ankunft der Franzosen schon tief im Volk eingewurzelt, in Vietnam einen Beigeschmack von Kolonialismus gehabt, der mit dem Abzug der Kolonialmacht wieder geschwunden ist. Und während früher fast nur das einfache Volk den christlichen Glauben angenommen hat, wächst heute auch die Zahl der Christen in der vietnamesischen Elite, zumal unter den Studenten. In diesem Rahmen fand die Feier des Marianischen Kongresses in Saigon statt.

Ökumenische Nachrichten

Generalsynode der EKU In einer besonders ernsten Zeit politischer Spannung trat die Generalsynode der Evangelischen Kirche der Union vom 8. bis 13. Februar 1959 in Berlin-Spandau zusammen. Diese Vereinigung der preußischen Landeskirchen von Rheinland, Westfalen, Provinz Sachsen, Berlin-Brandenburg, Rest-Pommern und Rest-Schlesien hat dieselben geistlichen und politischen Probleme durchzustehen, die auch der Evangelischen Kirche in Deutschland als ganzer zu schaffen machen. Zwar gibt es in der EKU auch die radikalen Pfarrerbruderschaften und ihre konfessionellen Antipoden, die Konvente lutherischer Pfarrer, die zur VELKD neigen. Aber genauso wie bei den meisten Auseinandersetzungen zuvor, überwog auch dieses Mal die Einmütigkeit in der gemeinsamen Sorge und im gemeinsamen Glaubenszeugnis. An der Synode nahm übrigens als Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche erstmals Propst Michael Sernow, Berlin-Karlshorst, teil.

Rückläufige Beteiligung an den Jugendweihen

Der Rechenschaftsbericht von Präses Kurt Scharf galt besonders der zunehmenden Auseinandersetzung mit dem marxistischen Weltanschauungsstaat, demgegenüber die Haltung der evangelischen Kirchen immer geschlossener werde, trotz des kleinen „Bundes evangelischer Pfarrer in der DDR“, der die Jugendweihe mit der Konfirmation für vereinbar hält. Für diese Auseinandersetzung wird ein Ausschuß der Synode ein Memorandum ausarbeiten, das allen Pfarrern und Gemeinden zugeleitet wird. Präses Scharf berichtete, es sei bereits eine rückläufige Bewegung hinsichtlich der Beteiligung an der Jugendweihe zu bemerken, „selbst unter Kindern von Funktionären des Staatsapparates, die Christen bleiben wollen“ (epd vom 10. 3. 59, Nr. 34). Er räumte ein, daß die Räte sich darum bemühten, die Werbearbeit der SED-Propagandisten von einem unmittelbaren wirtschaftlichen oder geistigen Zwang frei zu halten. In den